Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 75 (1942-1943)
Heft: 52

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

LXXV. Jahrgang | № 52 | Bern, 27. März 1943

Berner Schulblatt
L'Ecole Bernoise

Erscheint jeden Samstag
Paraît chaque samedi

Korrespondenzblatt des Bernischen Lehrervereins mit Monatsbeilage „Schulpraxis"
Organe de la Société des Instituteurs bernois avec Supplément mensuel „Bulletin Pédagogique"

Redaktor ad int.: P. Fink, Lehrer an der Uebungsschule Oberseminar, Bern, Brückfeldstrasse 15. Telephon 3 67 38.
Redaktor der « Schulpraxis »: Dr. F. Kilchenmann, Seminarlehrer, Wabern bei Bern. Telephon 5 27 72.
Abonnementspreis per Jahr: Für Nichtmitglieder Fr. 12. —, halbjährlich Fr. 6. —, bei der Post abonniert je 25 Cts. mehr.
Insertionspreis: Die viergespaltene Millimeterzeile 14 Cts. Die zweigespaltene Reklame-Millimeterzeile 40 Cts.
Annoncen-Regie: Orell Füssli-Annoncen, Bahnhofplatz 1, **Bern.** Telephon 2 21 91. Filialen in Zürich, Aarau, Basel, Davos, Langenthal, Liestal, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Willisau, Lausanne, Genf, Martigny.

Rédaction pour la partie française: Dr René Baumgartner, Professeur à l'Ecole normale, chemin des Adelles 22, Delémont. Téléphone 2 17 85.
Prix de l'abonnement par an: Pour les non-sociétaires fr. 12. —, 6 mois fr. 6. —, abonnés à la poste 25 cts. en plus.
Annonces: 14 cts. le millimètre, Réclames 40 cts. le millimètre.
Régie des annonces: Orell Füssli-Annonces, place de la gare 1, **Berne.** Téléphone 2 21 91. Succursales à Zurich Aarau, Bâle, Davos, Langenthal, Liestal, St-Gall, Schaffhouse, Soleure, Willisau, Lausanne, Genève, Martigny.

Ständiges Sekretariat des Bernischen Lehrervereins: Bern, Bahnhofplatz 1, 5. Stock. Telephon 2 34 16. Postcheckkonto III 107
Secrétariat permanent de la Société des Instituteurs bernois: Berne, place de la gare 1, 5e étage. Tél. 2 34 16. Compte de chèques III 107

Inhalt - Sommaire: Kriegslied. — 75 Jahre Berner Schulblatt. — Der Befreiungskampf Europas zu Beginn des 19. Jahrhunderts. — Matthias Claudius. — Aus dem Grossen Rat. — Beratung des BLV für stellenlose Lehrkräfte. — † Dr. Hans Flückiger. — Aus dem Bernischen Lehrerverein. — Verschiedenes. — Le bureau international d'éducation pendant la guerre. — Revue des faits. — Nécrologie: † Francis Cattin. — Divers. — Bibliographie.

Das Zeichen
für Qualitäts-Möbel
AKTIENGESELLSCHAFT DER ETABLISSEMENTS
JULES PERRENOUD & Cie
BERN, BEIM ZYTGLOGGE

3
WAND-
TAFELN
Marke **« Dauerplatte »**, aus Sperrholz sind sehr beliebt wegen der feinen, mattschwarzen Verschieferung und ihrer Dauerhaftigkeit. Verlangen Sie unsern **Spezialprospekt** und die **Referenzliste.**
KAISER & Co. A.-G.
BERN
Marktgasse 39—41

184
Feine Violinen, alt und neu
Schüler-Instrumente
Reparaturen, Bestandteile
H. Werro, Bern, Zeitglockenlaube 2
Telephon 3 27 96

Bild u. Rahmen
KUNSTHANDLUNG
HILLER-
MATHYS
NEUENGASSE 21
BERN

Vereinsanzeigen.

Offizieller Teil.

Lehrerverein Bern-Stadt.

Berner Kulturfilm-Gemeinde. Sonntag den 28. März, 10.40 Uhr, voraussichtlich letzte Wiederholung im Cinéma Capitol des einzigartigen Kulturtonfilms: « Das Leben der Nonnen ».

Nichtoffizieller Teil.

Das Bernische Historische Museum ist von Sonntag den 28. März an wieder geöffnet.

Freie Pädagogische Vereinigung. Sonntag den 4. April, vormittags Hauptversammlung im Bürgerhaus, um 16 Uhr im Konservatorium, Kramgasse 36: *Sprechchor des Goetheanum* mit Dichtungen von *Christian Morgenstern.* Preise der Plätze: Fr. 2. 50, Fr. 3. 65 und Fr. 4. 80 inkl. Steuer und Garderobe. Vorverkauf: Krompholz & Co., Spitalgasse 28, Tel. 2 42 42.

Lehrergesangverein Bern. Letzte Proben Samstag den 27. März, 16 Uhr, im Blaukreuz, Zeughausgasse 39; Dienstag den 30. März, 20 Uhr, in der Aula des Progymnasiums.

Lehrergesangverein Interlaken. Probe Mittwoch den 31. März, 16¼ Uhr, im « Des Alpes », Spiez.

Lehrergesangverein Thun. Probe Donnerstag den 1. April, punkt 17 Uhr, in der Seminar-Aula.

Lehrerturnverein des Amtes Interlaken. Wer sich für einen 3—5tägigen Skikurs während der Frühlingsferien auf Wintrösch oder Breitlauenen interessiert, melde sich bis 31. März an den Präsidenten.

Günstig zu verkaufen

Hotel Beatushöhlen in der Sundlauenen am Thunersee: 24 Zimmer; grosser Umschwung; schöne Lage, nahe am See, sehr sonnig. Eignet sich vorzüglich als

Ferienheim 61

für Schulkinder oder grössere Firma. Auskunft erteilt: **Dr. W. Bettler, Notar, Interlaken.** Telephon 125

Staatliches Knabenerziehungsheim Landorf

Stellenausschreibung

Infolge Rücktrittes des bisherigen Inhabers wird die Stelle eines Lehrers zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Antritt: Anfangs Schuljahr 1943/44. Bewerber wollen sich bis zum 10. April 1943 bei der unterzeichneten Direktion schriftlich anmelden. Persönliche Vorstellung nur auf Verlangen. 76

Bern, den 23. März 1943.

Direktion des Armenwesens des Kantons Bern

Samstag, 3. April, 20 Uhr . Grosser Kasinosaal Bern

FRANZ SCHUBERT ES-DUR-MESSE

Lehrergesangverein Bern unter Mitwirkung des Cäcilienvereins Thun sowie der Lehrergesangvereine Burgdorf, Frutigen-Niedersimmental und Interlaken. Verstärktes Berner Stadtorchester, **Elsa Scherz-Meister, Elisabeth Gehri, Heinz Huggler, Caspar Sgier, Hermann Roth.** Leitung **August Oetiker.** 250 Mitwirkende. 72

Preise: Fr. 2.–, 3.–, 4.–, 5.– plus Steuer und Garderobe.

Vorverkauf ab Montag, 29. März bei Krompholz & Co., Spitalgasse 28, Telephon 2 42 42. Tageskasse 1 Stunde vor Konzertbeginn.

Wiederholung des Konzertes in **Thun,** Stadtkirche: **Sonntag, 4. April, 16 Uhr.** Vorverkauf bei Krebser & Co., Thun, Telephon 2 20 48.

Verlag von Helbing & Lichtenhahn in Basel

Für den Deutsch-Unterricht

Prof. Dr. **Paul Lang**

Balladenbuch für Schweizer Schulen

2. Auflage. Fr. 3.20

Die Balladik

Geschichte der Ballade – Aesthetik der Ballade – Die Ballade im Deutsch-Unterricht. *Fr. 3.–*

Für den Geographie-Unterricht

R. Hotz und Prof. Dr. **P. Vosseler**

Leitfaden für den Geographie-Unterricht

26. Auflage. Fr. 3.10 74

Prof. Dr. **Paul Vosseler**

Die Schweiz

Leitfaden für den Geographieunterricht. *Fr. 2.20*

Für den Französisch-Unterricht

Dr. **P. Roches**

Premiers exercices de grammaire française

5me édition. *Fr. 2.50*

Exercices de Grammaire

Premier volume: La conjugaison – répétition des éléments de syntaxe – textes suivis à traduire – tableau des verbes irréguliers – verbes défectifs – vocabulaire. *Fr. 2.90*

Deuxième volume: Le nom – l'adjectif – noms de nombre – l'adverbe – la préposition – le participe – textes suivis à traduire – vocabulaire. *Fr. 2.90*

Troisième volume: Syntaxe du verbe. *Fr. 3.20*

Quatrième volume: Les pronoms – l'article – la négation. *Fr. 3.20*

Für den Musik-Unterricht

Br. Straumann

Der erste Musikunterricht

Methodische Grundlage des Schulgesanges für das erste bis dritte Jahr. *Fr. 3.–*

Gesang- und Musikunterricht in der Schule

Grundlagen und Ziele. *Fr. 2.50*

Institut Jomini **Payerne** Gegründet 1867

Sprachen, Handel, Bank, Handwerk und Technik

Verlangt Programm und illustrierten Prospekt. 71

Uhren und Verlobungsringe 7

Schwaller

MÖBEL

Möbelfabrik Worb

E. Schwaller AG., Tel. 7 23 56

sind nach ihren Angaben gebaut

zeugen für Handwerkskunst

sind angemessen im Preis

267

Berner Schulblatt · L'Ecole Bernoise

LXXV. Jahrgang – 27. März 1943 | No 52 | LXXVe année – 27 mars 1943

Kriegslied.

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel, wehre
Und rede du darein!
's ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Was sollt ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blass
Die Geister der Erschlagnen zu mir kämen
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb tot
Im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten
In ihrer Todesnot?

Wenn tausend, tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch und ihre Nöten
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammelten und mir zu Ehren krähten
Von einer Leich herab?

Was hülf mir Kron und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Matthias Claudius.

75 Jahre Berner Schulblatt.

Samstag, den 4. Januar 1868 erschien in Bern das erste

Berner Schul-Blatt.

Es war nicht das erste Fachblatt für die Schule in unserm Kanton; solche hatte es schon seit Beginn der Regenerationsperiode gegeben; aber sie hatten jeweilen nur kurzen Bestand gehabt. Aus der Vereinigung der beiden letzten, der « Neuen Berner Schulzeitung » und des « Berner Schulfreund », war das Berner Schul-Blatt hervorgegangen. Die Vereinigung hatte sich — bei Gelegenheit eines in Münchenbuchsee abgehaltenen Fortbildungskurses — um so leichter ergeben, als in der geistigen Haltung beider Blätter keine Gegensätze bestanden. Eine Versammlung der beiden Garantenvereine vom 12. Oktober 1867 im Schulhaus an der Neuengasse in Bern, vormittags noch getrennt, nachmittags aber gemeinsam, etwa 80 Mann stark, einigte sich darauf,

1. dem gemeinsamen neuen Blatt einen neuen Titel zu geben;
2. es auf breite Grundlage zu stellen und als Hauptredaktor einen Mann des allgemeinen Zutrauens aus der Lehrerschaft zu wählen;
3. ein neues Redaktionskomitee zu bezeichnen;
4. die Redaktion zu einer toleranten Haltung in religiös-kirchlichen Fragen zu verpflichten.

Der Präsident des neuen Redaktionskomitees, Seminardirektor Rüegg, stellte folgende Richtlinien für das Blatt auf:

1. Das Schulblatt huldige dem entschiedenen, aber besonnenen Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens.
2. Es wahre sich eine nach allen Seiten unabhängige Stellung und werde in seinen Bestrebungen einzig und allein durch das wohlverstandene Interesse für die Hebung der Volkserziehung geleitet.
3. Es vermeide jede unnötige Polemik, und, wo der Kampf der Gegensätze unausweichlich, jede persönliche Beleidigung.
4. Es erstrebe die Einigung der gesamten Lehrerschaft in der Ueberzeugung, dass dadurch der einzelne gehoben und die Gesamtheit am wirksamsten in ihrem gebührenden Einfluss auf die öffentliche Erziehung gesichert wird.

Als Redaktor wurde aus verschiedenen Vorgeschlagenen gewählt: J. Schütz, Kantonsschullehrer in Bern. Bereits in Nr. 37 des zweiten Jahrgangs steht die Todesanzeige des neuen Redaktors, und nach einem kurzen Provisorium von Friedrich Mürset, Lehrer am Seminar Münchenbuchsee, folgte ihm nun der eigentliche Mann des allgemeinen Vertrauens: Sekundarlehrer *Rudolf Scheuner in Thun.* Nicht umsonst steht das Bild dieses Mannes neben einer schwungvollen poetischen Widmung an der Spitze der schönen Jubiläumsnummer vom 7. Januar 1893. Während fast 20 Jahren hat er die Redaktion des Blattes geführt und erst Ende Juni 1889 die Feder aus der Hand gelegt, als ihn die geschwächte Gesundheit dazu nötigte. In den Stürmen der aufgeregten Jahre 1870 und 1880 mit ihren leidenschaftlichen Kämpfen hat er stets seine ruhige, nach allen Seiten hin selbständige Stellung gewahrt; den Umfang und dementsprechend den Inhalt des Schulblattes hat er beständig vermehrt und dennoch neben der finanziellen Selbsterhaltung des Blattes einen bescheidenen Reservefonds geäufnet. Nicht nur wurden in aller Vollständigkeit die besondern bernischen Schulfragen behandelt, sondern auch eine brauchbare Uebersicht über das Schulwesen der übrigen Kantone gegeben; selbst der Blick nach den übrigen europäischen Ländern, besonders nach Deutschland, fehlte nicht; den breitesten Raum gewährte er den Kämpfen um den Schulartikel der neuen Bundesverfassung, den Anregungen für ein eidgenössisches Schulgesetz, sowie den ersten Postulaten für ein neues bernisches Primarschulgesetz. Ganz ohne seine Schuld scheiterte der Versuch, durch Angliederung eines französischen Teils auch die jurassische Lehrerschaft für das Berner Schulblatt zu gewinnen. Neue Unternehmungen fanden seine verständnisvolle Unterstützung. Zwar blieb die Einführung einer extremen Reform-Rechtschreibung bei einigen Versuchen; dafür wurde 1882 die umgearbeitete « Rechtschreibung für die deutsch-schweizerischen Schulen » vom Schulblatt eingeführt. Von 1880 an erschien das Blatt in Antiqua. Unangefochten

blieb zwar auch Scheuner nicht; aber sowohl beim Inspektoratsstreit von 1876 wie bei der Auseinandersetzung mit Kantonsschullehrer Emanuel Lüthi gewannen seine Rechtlichkeit und Ruhe ihm stets wieder das Vertrauen der Garanten. Bleibende Nachwirkungen hatte dagegen 1880 ein Streit mit den Kreissynoden Nidau und Burgdorf über eine Klageschrift gegen Sekundarschulinspektor Landolt; die Veröffentlichung dieser Schrift hatte der Redaktor im Einverständnis mit dem Redaktionskomitee verweigert, um der Entscheidung der Oberbehörde nicht vorzugreifen. Auch politisch-religiöse Motive erhitzten die Gemüter. So wurde zwar gegen die Rechtfertigung des Redaktors keine Einwendung mehr erhoben, aber der veränderten politischen Lage durch eine Statutenänderung des Schulblattvereins Rechnung getragen, deren Hauptbestimmung lautete: *Das Berner Schulblatt ist das Organ der freisinnigen bernischen Lehrerschaft; Träger des Blattes ist der Schulblatt-Verein; Mitglied dieses Vereins ist jeder Freisinnige, der als Abonnent oder Mitabonnent durch seine Namensunterschrift den Beitritt erklärt.*

Damit scharte sich die politisch linksstehende Lehrerschaft um das Berner Schulblatt, die rechtsstehende um die bereits seit 1866 erscheinenden « Blätter für die christliche Schule ».

Den fünfzigjährigen Bestand des Staatsseminars Münchenbuchsee feierte das Berner Schulblatt 1883 in einer bescheidenen Festnummer; auch die Jubiläumsfeier des Turnvaters Niggeler beging es drei Jahre später auf würdige Weise. Zu dieser Zeit zeichnet sich auch das widerspruchsvolle Wesen des neuen Erziehungsdirektors Gobat im Schulblatt ab: autoritäres Wesen und sprunghaftes Vorgehen bei fortschrittlichster Gesinnung; so in seinem Entwurf zur Schaffung neuer Leibgedinge, der von Kommission und Grossem Rat abgelehnt wird, in der Vorlage zu einer Gymnasialreform, die von den höhern Mittelschulen und der Schulsynode bekämpft wird; fortwährendes Missbehagen verursachen auch die schlechten Ergebnisse der kantonalen Schulen bei den Rekrutenprüfungen, vor allem aber Gobats Entwurf zu einem neuen bernischen Primarschulgesetz mit seinen Polizeimassnahmen gegen fehlbare Lehrer, dem verfrühten Eintritt in die Schule und der Abschaffung des neunten Schuljahrs.

Mitten in diese leidenschaftlichen Diskussionen fällt der Rücktritt von Redaktor Scheuner. Des verwaisten Amtes nimmt sich für den Rest des Jahres, nur aus Freundschaft zu dem Scheidenden, der Präsident des Redaktionskomitees an, der früher so schwer angefochtene Oberlehrer und damalige Sekundarlehrer *Johann Grünig;* anfangs 1890 übernimmt er auf Drängen des Redaktionskomitees die Redaktion endgültig.

Mit Johann Grünig beginnt die eigentliche Kampfzeit des Berner Schulblattes. Der Redaktor kämpft für die bernische Lehrerschaft und mit ihr für das gefährdete neunte Schuljahr, für die Reform des Absenzenwesens, die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel, gegen die Gefahren des abteilungsweisen Unterrichts, für das fachmännische Inspektorat, die Verbesserung der Wahlart der Lehrer, den Ausbau der Lehrerbildung, vor allem aber für die finanzielle Besserstellung der Lehrerschaft, die der Grosse Rat und der Finanzdirektor Scheurer mit den Lesungen des Schulgesetzentwurfes von Termin zu Termin zu verschieben wussten. Der Kanton Bern besass damals 711 Schulklassen mit einer Besoldung von 550 Franken und nur 213 mit einer solchen über 1000 Franken; ein Lehrer mit 10 Kindern berechnete sein Einkommen pro Kind und Tag nach Abzug der Steuern auf weniger als 25 Rappen. Die traurige Lage der Lehrerschaft hatte zu einem empfindlichen Lehrermangel geführt, der das Seminar nötigte, auch ungeeignete Zöglinge aufzunehmen. Lehrerinnen führten gemischte Schulen mit allen neun Schuljahren und 50 bis 60 Schülern.

Jetzt tauchen im Berner Schulblatt zum erstenmal die Gedanken des Zusammengehens mit den Arbeiterverbänden auf, mit den Typographen, den Grütlianern. 1894 endlich ist mit der knappen Annahme des Schulgesetzes der Sieg erstritten.

Aber in einem Gedanken geht Redaktor Grünig persönlich voran: mit der Forderung nach einer *Bundessubvention für die Volksschule.*

Von der *Motion Curti* ausgehend, die im Nationalrat die Subvention für die Volksschule verlangte, begann er mit Feuereifer das Postulat zu verfechten; das Jahr 1892 brachte dafür im Schulblatt nicht weniger als 40 grössere und kleinere Artikel. Sein Eifer riss den zögernden Schweizerischen Lehrerverein mit; für dessen Eingabe an den Bundesrat sammelte Grünig als Sekretär eine Fülle von Material; die bernische Schulsynode folgte ihm einstimmig mit einer zweiten Eingabe. Im Berner Schulblatt standen seine hinreissenden Artikel längere Zeit unter der Devise « Wir ruhen und rasten nicht, bis die Bundessubvention für die Volksschule zur Tatsache geworden ist ». Er selber hat als Redaktor das Ziel nicht erreicht; aber sein Feldzug hat der bernischen Lehrerschaft und ihrem damals gegründeten Bernischen Lehrerverein in den Reihen der Vorkämpfer für die Wohltat der Bundessubvention an die Volksschule den ersten und den Ehrenplatz verschafft; das wird die Geschichte nicht vergessen. Als 1903 die Bundessubvention Tatsache wurde, erhielt der Kanton Bern daraus Fr. 353 000. Bedürftige Schüler, notleidende Gemeinden, Lehrerbesoldungen und Versicherungskasse konnten nun bedacht werden, ein Berg des Jammers und der Sorgen war abgetragen.

Johann Grünig hat geholfen, die bernische Lehrerschaft wehrhaft zu machen. Dem jungen Lehrerverein hat er mit dem Berner Schulblatt die nachhaltigste Unterstützung geliehen; er selbst hat darin die Gedanken der wirksamen Selbsthilfe vertreten: den Rechtsschutz, den Schutz vor ungerechtfertigter Sprengung, die Zusammenarbeit mit den Verbänden. Gerne erinnern wir uns nochmals der Kernsätze, die er bei seinem Rücktritt Ende 1900 im Schulblatt geschrieben hat:

« Vorwärts muss es gehen! Der Lehrer muss als ein wohlgebildeter, geachteter, gerecht bezahlter Mann dastehen; hungernde und frierende Kinder in überfüllten Klassen dürfen nicht geduldet werden; der Drill, wie er heute in unsern Schulen

herrscht, soll verschwinden und durch die wahrhafte Entwicklung der Gemüts- und Geisteskräfte ersetzt werden. Nicht darum handelt es sich, den Schulsack mit Wissensstoff zu packen, sondern vielmehr darum, den Kindern die Schule lieb zu machen, sie mit Lern*lust* zu erfüllen und ihnen so einen Anstoss und Halt fürs ganze Leben zu geben.»

Seit 1900 wurde die Redaktion des Berner Schulblattes von Oberlehrer Samuel Jost in Matten bei Interlaken geführt. Von besonnenem, klugem Charakter, genoss er bei der Lehrerschaft hohe Achtung, und die Schriftleitung lag bei ihm durchaus in den besten Händen. Dennoch sah er sich und sein Blatt mit der Zeit wachsenden Schwierigkeiten gegenüber. Durch die Beschränkung auf die politisch linksstehende Lehrerschaft war der Kreis der Abonnenten enger geworden. Seit der Bernische Lehrerverein seine Mitteilungen durch ein eigenes Korrespondenzblatt an die Mitglieder gelangen liess, war zwischen diesem und dem Schulblatt eine gewisse Doppelspurigkeit nicht zu vermeiden. Das führte zu einem weitern Rückgang der Abonnentenzahl; denn unter der bernischen Lehrerschaft gab es zahlreiche sparsame Leute, was bei den Umständen, die zur Formung ihrer wirtschaftlichen Gesinnung gedient hatten, ja auch weiter kein Wunder ist. Nach der Annahme des Primarschulgesetzes von 1894 und der Bundessubvention von 1903 waren zudem die eigentlich grossen Fragen der Schulpolitik vorläufig gelöst, wenn auch die finanzielle Lage des Grossteils der Lehrerschaft noch keine rosige war und sich bald nach der Jahrhundertwende immer weniger rosig gestaltete. Eine eigentliche Notlage entwickelte sich mit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges; die Existenz des Blattes wurde dadurch je länger je mehr in Frage gestellt. So war sein Uebergang aus dem Besitz des Schulblattvereins ins Eigentum des Bernischen Lehrervereins der einzig mögliche Weg für die Weiterführung des Blattes. Der Uebergang vollzog sich auf den 1. April 1921. Redaktor Jost trat nun von seinem Amte zurück; denn die Zusammenarbeit der Redaktion mit dem ständigen Sekretariat des BLV verlangte deren Wohnsitz in Bern oder seiner nähern Umgebung.

Als neuen Redaktor wählte die Abgeordnetenversammlung des Bernischen Lehrervereins Handelslehrer *Ernst Zimmermann*. Dieser war für den Verein der eigentliche Fach- und Vertrauensmann. Früh schon Kassier der Mittellehrer-Stellvertretungskasse, war er 1913 in den Kantonalvorstand eingetreten und hatte ihm 1915/16 als Präsident vorgestanden; seit 1920 gehörte er der Gründungskommission der Mittellehrerversicherungskasse an; wenige Wochen nach seiner Wahl zum Redaktor wurde er Mitglied der Verwaltungskommission, im folgenden Jahr deren Präsident. So vereinigte sich in seiner Person die vollständigste Sachkenntnis der wichtigsten Organisationsgebiete der bernischen Lehrerschaft, und das bildete die beste Garantie für das Gelingen ihrer neuesten Unternehmung, als Vereinsorgan ein eigenes Fachblatt zu führen. Das Berner Schulblatt erhielt nun äusserlich die Gestalt, in der es heute noch erscheint; seine geistige Grundlage aber wurde eine ganz andere, weil die Statuten des Lehrervereins ihm selbstverständlich dessen religiös und politisch neutrale Haltung vorschrieben. Der zweisprachige Verein erforderte ein zweisprachiges Schulblatt, dessen Raum zu zwei Dritteln dem deutschen, zu einem Drittel dem französischen Teil zugewiesen wurden. Zum Redaktor des französischen Teils wurde Progymnasiallehrer Georges Moeckli in Delsberg gewählt. Den beiden redaktionellen Teilen schloss sich der Sekretariatsteil mit den offiziellen Mitteilungen des Vereins an, das frühere Korrespondenzblatt. Ueber das Anzeigenwesen wurde ein Vertrag mit der Annoncenfirma Orell Füssli abgeschlossen.

Redaktor Zimmermann führte eine sehr gewandte, von manchem Gegner gefürchtete Feder, die in vielem an die Art Johann Grünigs erinnerte; er war die richtige Persönlichkeit, um in der wirtschaftlich aufgewühlten und politisch erregten Nachkriegszeit das Vereinsorgan zielsicher zu leiten, das Ansehen des Vereins zu mehren und zur Hebung des Lehrerstandes in materieller und geistiger Beziehung beizutragen. Er trat von der Redaktion des Schulblattes zurück, nachdem ihm durch das Vorsteheramt an der Mädchensekundarschule Laubegg neue grosse Arbeit erwachsen war. Als Nachfolger wurde von der Abgeordnetenversammlung des Jahres 1929 Sekundarlehrer F. Born gewählt, der sein Amt bis Ende 1942 führte; es wurde ihm dadurch wesentlich erleichtert, dass der Zentralsekretär die Verantwortung für den schulpolitischen Teil übernahm und dem Redaktor mehr den beruflichen Teil überliess. Als sein Nachfolger amtet vorläufig bis zur nächsten Abgeordnetenversammlung Paul Fink, Lehrer, Bern-Länggasse.

Nach der Wahl von Redaktor G. Moeckli zum bernischen Regierungsrat im Sommer 1938 wurde Dr. R. Baumgartner, Seminarlehrer in Delsberg, zum Redaktor des französischen Teils gewählt.

Neben dem wöchentlich erscheinenden Hauptblatt erfreut sich besonderer Schätzung die Monatsbeilage «Schulpraxis», die bis 1929 von Schulinspektor Ernst Kasser und Schulvorsteher Gottlieb Rothen, in Zusammenarbeit mit Seminarlehrer Dr. Fr. Kilchenmann, geleitet war und seither unter der alleinigen Leitung des letztern steht. Den französischen Teil führt V. Rieder, instituteur, Delémont.

Druck und Expedition des Berner Schulblattes besorgte seit Anfang 1868 Buchdrucker Allemann, Speichergasse, Bern. Nach dem Verkauf des Geschäfts an Buchdrucker Körber übernahm dieser zunächst auch den Schulblatt-Akkord. 1874 wurde der Druck dem frühern Schulblattsetzer Schmidt und seinem Geschäftsteilhaber Heer-Betrix übertragen, vom September 1876 an bis 1891 blieb Schmidt wieder alleiniger Drucker. Anfang 1892 gingen Druck und Expedition an die Firma Michel & Büchler über, später Büchler & Co., Marienstrasse 8. Im Jahre 1921 schloss der Lehrerverein einen neuen Druckvertrag mit der Firma Bolliger & Eicher, jetzt Eicher & Roth, Speichergasse 33, der zu allseitiger Befriedigung beider Parteien noch heute in Kraft steht. *F. Born.*

Der Befreiungskampf Europas zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Vortrag von Dr. *Arnold Jaggi*, Seminarlehrer in Bern, gehalten an der Pestalozzifeier des Lehrervereins Bern-Stadt am 27. Februar 1943.

Die Invasion des Kontinents durch Frankreich.

Im Sommer 1940 erschütterte ein gewaltiger seelischer Schock das Schweizervolk. Es erbebte bis in sein Innerstes. Was war geschehen? Das europäische Gleichgewicht war zerschlagen worden, und nicht nur kleine, sondern auch grosse Staaten, denen der sichere Lebensinstinkt nicht abhanden gekommen ist, können wissen, was das für sie bedeutet.

Im Anschluss an die Französische Revolution hat sich einst Aehnliches ereignet. Europa hatte sich, wie Werner Näf eindrücklich zeigt, seit Jahrhunderten daran gewöhnt, dass die Franzosen gelegentlich in Oberitalien auftauchten und namentlich immer wieder versuchten, gegen den Rhein hin vorzudringen. Allein jetzt verleibte Napoleon Rom und Lübeck Frankreich ein, erschien mit seinen Heeren in Wien und Berlin, schuf ein Grossherzogtum Warschau und setzte in Madrid seinen Bruder Joseph und in Neapel Marschall Murat auf den Thron. Die Nationen schienen — nach einem Worte Johannes von Müllers — « wie in dem Netz des Vogelstellers gefangen; von Cadix bis Danzig, von Ragusa bis Hamburg und bald allerseits» war «alles empire français». Und Görres, einer der wortgewaltigsten Publizisten des ganzen Zeitalters, die fünfte Grossmacht, wie ihn die Franzosen nannten, erklärte: « Ueberall hin werden die fertigen Patronen — d. h. Schablonen — gebracht, in die über Nacht alles Vorgefundene gegossen wird und alsbald fertig dasteht... Inder und Perser, Türken und Neuseeländer werden noch Präfekten und Unterpräfekten, den Code und die Zensur bekommen.»

Wie war es zu dieser französischen Ueberflutung und Ueberrumpelung des Kontinents gekommen?

Die Revolution hatte zwischen Europa und Frankreich einen Graben aufgeworfen. Eine stark gesteigerte Unvergleichbarkeit charakterisierte nunmehr beide Teile. Es wirkt aber auch im Völkerleben, um ein naturwissenschaftliches Bild zu gebrauchen, so etwas wie ein Gesetz der Osmose. Was ungleichartig geworden ist, möchte sich wieder zusammenfinden und sich « vergleichen». Dieser Prozess kann gelassene, er kann aber auch stürmische Formen annehmen. Damals führte das Ausgleichs- und Klärungsbedürfnis zu einer mehr als zwanzigjährigen Kriegsepoche. Die Angreifenden waren die Franzosen. Es bestimmte sie hiebei einmal das Verlangen nach innen- und aussenpolitischer Sicherung ihrer neuen Ordnung. Noch mehr aber trieb sie ein elementares Sendungsbewusstsein, verbunden mit altem und neuem Machtdrang und, namentlich seit den Siegen Napoleons, ein ungeheures Kraft- und Ueberlegenheitsgefühl. Eine derartige machtlüsterne Selbstsicherheit aber pflegt es auf die Probe ankommen zu lassen; auch kann sie nur durch die schliessliche Niederlage bekehrt werden.

Die Methoden Napoleons und das Versagen seiner Gegner.

Das Ueberlegenheitsbewusstsein Frankreichs, insbesondere Napoleons, war zunächst nicht unbegründet. Die Bedrohten schienen wahrhaft blind zu sein. Selbst in England z. B. hat man den Korsen jahrelang «als den Helden der Freiheit begrüsst und angebetet». Napoleon hat die Torheit und Selbstsucht seiner Gegner mit Schärfe erkannt und planmässig ausgenützt. In einem angeblichen Testament des Korsen, welches Görres so ganz in dessen Sinn und Geist abgefasst hat, dass die Zeitgenossen es fast allgemein für echt hielten, lässt der Deutsche Napoleon unter anderem erklären: « Die Menschen sind so einfältig und so gewöhnt, den Zeiten nachzugeben, dass, wer da betrügen will, immer Leute findet, die sich betrügen lassen.» — « Nachdem ich sie hundertmal betrogen, haben sie mir immer ihr Köstlichstes in Verwahr gegeben.» — « Der ist ein blöder Tor, der sich zum Sklaven seines eigenen Wortes macht. Lug und Verrat und falscher Eidschwur sind mir ein Spiel gewesen... so ist mir alles zugefallen, weil ich's zu nehmen mir herausgenommen.» — « Alles ist erlaubt, was die Macht zu befestigen im Stande ist.» — «Mein Völkerrecht hab ich mit dem Schwert geschrieben... Wer die Stärke hat, dem ziemt es zu gebieten, die Ohnmacht ist geschaffen zu gehorchen.» — « All ihr Selbstvertrauen hab ich mit starken Redensarten ausgetrieben, dass ihnen zuletzt nichts mehr gelang, weil sie sich nichts mehr zugetraut.» — « Was sie Jahre lang mit grosser Vorsicht überlegt, hab ich jedesmal an einem Tag zu Nicht gemacht, weil ich immer von der Seite über sie gekommen, wo sie mich nicht erwartet hatten.» — « Ist ein Krieg mir abgeblüht, sorgsam hab ich den Samen zu neuem aufgesammelt.» — «Solange starke Gewalten um dich her aufrecht stehen, wankt deine Macht; darum suche Streit an ihnen.» — « Geht der Schrecken vor dir her, dann mag der Hass dir auf dem Fusse folgen, du wirst dich unversehrt erhalten.» — « Durch ihre Habsucht sind sie verdorben worden; ihren eignen Besitz hab ich als Köder aufgestellt, um sie einzufangen.» — «Fester Mut und wahre Tugend ist auf meinem Wege mir nie begegnet.»

*

Napoleons Gegner, so könnte man meinen, legten Wert darauf, gesondert und nacheinander geschlagen zu werden. Das bedeutsamste Beispiel hiefür ist Preussen. Im Jahre 1795 schied es, wie übrigens auch Spanien, aus der ersten Koalition gegen Frankreich aus und schloss den Separatfrieden von Basel. Es erhoffte hiebei direkt oder indirekt Vorteile auf Kosten seiner natürlichen Bundesgenossen. Der Reichsfreiherr vom Stein nannte diesen verhängnisvollen Frieden sogleich die « Ursache aller Leiden..., welche uns bevorstehen». Auch sprach er nicht zu Unrecht von einer « perfiden Preisgabe Deutschlands» und einem «Verrat an Europa». Die unmittelbare Folge war die: Das nunmehr isolierte Oesterreich, die einzige noch gegen Frankreich kriegführende Festlandsmacht, konnte 1796/97 in Oberitalien niedergeworfen werden.

In Preussen aber betrachtete man den Basler Frieden als eine Nationalwohltat. Man ersparte sich Truppen und Geld und gewann durch Handel und Gewerbefleiss, während ringsum der Krieg tobte. Zudem glaubte man, wie angedeutet, beim Länderschacher gewisse Gewinne erzielen zu können. — Um etwas vorauszunehmen: Nachdem auch die Berliner unter der Tyrannei Napoleons zu leiden angefangen hatten, bekannte der spätere Geschichtsschreiber Niebuhr: « Sie waren gefühllos gegenüber der französischen Unterdrückung und dem Todesstöhnen der Ehre und des Glückes, so lange sie sich schmeichelten, dass Preussen seinen Anteil bekommen würde, dass sie das erwählte Volk des neuen Gottes seien. Dann erst wurden sie unruhig, als die Gefahr ihrer eigenen Existenz drohte, als sie sahen, wie sie betrogen waren. »

Eine günstige Gelegenheit für Preussen, den Fehler von 1795 wieder gut zu machen, brachte das Jahr 1799. Damals bildete sich die zweite Koalition, und am Ende des Jahres übernahm Napoleon in Frankreich die Macht. Viele Deutsche hatten begonnen, « über die Fortschritte der Franzosen besorgt zu werden ». Allein der König schlug die entsprechenden Ratschläge seines Aussenministers in den Wind und tat nichts, so drückt sich Stein aus, « um die alten Basen der Freiheit der europäischen Staaten wieder herzustellen, nämlich die Freiheit Hollands, der Schweiz und der Pässe von Italien. » Gneisenau versuchte später, gegenüber den unzufriedenen Engländern, von denen er Hilfe erbat, das damalige Verhalten Preussens zu entschuldigen. Wenn auch zugegeben werden müsse, so sagte er, « dass das Jahr 1799 günstig war, Frankreich in seine alten Grenzen und in die der Mässigung zurückzuführen, so hätte doch ein ungeheurer Entschluss dazu gehört, allen den Segnungen des Friedens auf einmal zu entsagen, und die Nation gegen ihren Willen aufs neue in einen immerhin unsicheren Krieg zu stürzen. »

Man mag über derartige Entscheidungen denken, wie man will; aber man wird die Erfahrungstatsache feststellen, dass einzelne und Völker die schweren opferheischenden Entschlüsse selten rechtzeitig und aus freiem Willen fassen; sie schieben diese vielmehr hinaus, bis die bitterste Not ihnen keine Wahl mehr lässt, ohne Zweifel kein Zeichen der Grösse.

Ganz besonders unrühmlich, das ist bekannt, benahm sich Preussen im dritten Koalitionskrieg. Es schwankte zwischen beiden Parteien hin und her, liess im entscheidenden Augenblick seine natürlichen Bundesgenossen neuerdings im Stich, schloss dann gar ein Schutz- und Trutzbündnis mit Napoleon und sah sich darauf — man ist versucht zu sagen folgerichtigerweise — nach einigen Monaten mit diesem in Krieg verwickelt. Damit heimste Preussen die Frucht seiner zehnjährigen, wie schon die Zeitgenossen erklärten, « selbstmörderischen » Neutralität ein.

Der Zusammenbruch Preussens.

Wie im Sturm kam Napoleon über Preussen. Am 14. Oktober 1806 siegte er in der grossen Doppelschlacht von Jena und Auerstädt. Dreizehn Tage später marschierte er in Berlin ein. Die mit Waffen, Mannschaften und Kriegsvorrat wohl versehenen Festungen übergaben sich meist kopf- und kampflos, und zwar oft an weit schwächere Gegner. Das machte auf die deutschen Zeitgenossen einen niederschmetternden Eindruck. Stein urteilte: « Das Betragen der Armee und der Festungskommandanten war schändlich, und selbst die militärische Geschichte der Türken kann ähnliche Ereignisse nicht aufweisen ». Niebuhr meldete in den folgenden Monaten, es lasse sich « auch nicht ein Zug von Mut, Tapferkeit und Vaterlandsliebe » erzählen. — Wir Nachlebenden wissen, dass dem nicht so war. Allein in dem allgemeinen Zusammenbruch verschwanden die wackeren und heldischen Taten, ja, wurden kaum beachtet. Ueberdies gibt das, was ein Volk unter dem Einfluss einer plötzlichen seelischen Panik tut oder versäumt, ohnehin kein wahres Bild von seinem Wesen, seinem Wert oder Unwert. Man denke daran, wie diese selben Preussen sich nach einem halben Dutzend Jahren erhoben und schlugen.

*

Wie der Zusammenbruch Preussens in Deutschland wirkte, das mag man etwa aus den Briefen des schon erwähnten Niebuhr ersehen, der, obwohl von Geburt dänischer Untertan, soeben in preussische Dienste eingetreten war und nun mit den Zentralbehörden in den Osten floh. « Selbst der Kummer schweigt in gewissem Masse », so schreibt er, « vor solchen Unglücksschlägen, wie wir sie erdulden: ich spüre weder Furcht noch Besorgnis; ich bin nur völlig betäubt von dem Uebermass unseres grenzenlosen Elends ». « Betäubt », der Ausdruck kehrt wiederholt. Bald berichtet er auch von « tiefster Niedergeschlagenheit », von « Kummer und Angst ». In einem Augenblick, in dem er von den Einzelheiten « der traurigen Schlacht » noch wenig oder nichts weiss, bemerkt er: « Ich meinesteils sehne mich nach keiner weiteren Nachricht. » Nachdem er die erste Betäubung überwunden hat, denkt er an seine persönlichen Verhältnisse. Könnte er sich mit seiner Frau etwa von Kopenhagen aus, wie er sagt, in ein « entlegeneres Land zurückziehen ? » — Das « *entlegene Land* » — das wird in allen geschichtlichen Sturmzeiten der Traum der Geängstigten sein. — Niebuhr dachte übrigens an England, hielt indessen schliesslich doch in Preussen aus.

Not, Schrecken, äussere und innere Verwirrung und — Verzweiflung.

Die schweren Erfahrungen der unterworfenen Völker jener Tage mögen wiederum am Beispiel Preussens verdeutlicht werden. An die Gewalttaten sei nur flüchtig erinnert. Niebuhr glaubte zu erkennen, dass sich in den späteren Kriegen Napo-

NEUZEITLICH ESSEN = IHR GEWINN! I. Stock-Restaurant, A. Nussbaum
Rytflihof, Neuengasse 30, Bern

leons « Barbarei und Unmenschlichkeit » und die « Verachtung jedes bisher geltenden Gefühls » im Vergleich zu den früheren gesteigert hätten. Er fragte auch bekümmert: « Wird die Zeit fern sein, wo, wie aus den Achäischen Staaten, jeder Mann von unabhängigem Geist als Geisel, damit die Ruhe nicht gestört werde, fortgeführt wird? » Es kam indessen *damals* nicht hiezu. — Nachdem er im März 1807 Zeuge gewisser Grausamkeiten geworden war, schrieb er: « Ich könnte jeden Franzosen ermorden... Ich sehe die Kosaken als Heilige an, gesandt um sie auszurotten. »

Es sei hier auch nicht näher geredet von anderer äusserer Not: den Entbehrungen, der wachsenden Armut, den Folgen von Durchmärschen grosser Heere, die keine Magazine besassen; nicht von den halbleeren Ställen, den zerstörten Dörfern, den eingeäscherten Städten, den Seuchen und Krankheiten, den ratlosen, zerlumpten Menschen mit dem Hungerblick an Wegen und Strassen, kurz, nicht von dem zeit- und stellenweise grenzenlosen Elend.

Kümmern wir uns vielmehr darum, was in den Seelen vor sich ging. Es stieg aus ihnen vielfach die trübe Frage auf, wie man sich dem fremden Joch « am bequemsten fügen könne ». Plötzlich waren sie in Menge da, die erklärten und unerklärten Franzosenfreunde, und ihre berechnenden Gedanken schweiften in die Zukunft. Es gab z. B. höhere preussische Beamte, welche ihre Hoffnung nicht verhehlten, wieder angestellt zu werden, wenn etwa in Berlin eine neue Dynastie eingesetzt würde. Man passte auch seine aussenpolitischen Ueberzeugungen den veränderten Umständen an. «Der Korse werde sich schon mässigen, » so hiess es jetzt, und für den Fall, dass dem nicht so sein sollte, anerkannte man zum voraus « die Gerechtigkeit seines Zornes, » da man ihn « mutwilligerweise zum Kriege gereizt » habe. In Königsberg, so berichtet Niebuhr im Dezember 1806, betrachtet man den Krieg « als einen Unterredungsgegenstand: schimpft auf die Engländer, die an allem Unfrieden schuld sind; » — gemeint ist, schuld seien — « schimpft auf die, welche den Entschluss zum Kriege gefördert haben; schimpft besonders auf die (verbündeten) Russen, die freilich ein bisschen asiatisch in unserm Lande verfahren; vertröstet sich, dass die Franzosen so schlimm nicht seien; äussert mit Frechheit, dass man sie nicht so ungern hier sähe, damit es ein Ende habe — und unser eins » — so fährt Niebuhr zornig fort, «darf nicht darein hauen, dass man sich sein Blut kühlte! »

Menschen dieses Schlages sassen auch im Kabinett. Umsonst führte Stein, der Minister geworden war, einen erbitterten Kampf gegen diese Franzosenfreunde. Er unterlag und musste seinen Abschied nehmen. Der König bezeugte ihm in der betreffenden Kabinettsordre (vom 3. Januar 1807), dass er ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener sei. Seine Gegner blieben im Amt. Nebenbei, wie in Preussen, so gab es auch in allen andern Staaten Europas Parteien, die zu Frankreich hielten und über die französischen Siege triumphierten.

Was steckt in der menschlichen Natur, dass sich immer Bewunderer und Anhänger finden, sobald ein Feind siegreich ins Land dringt? Es war schon in den Tagen der Römer und der Cherusker so.

Doch um die Verwirrung im damaligen Preussen weiter zu schildern: Es gab da, wie Stein sagt, « elende und verderbliche Schriftsteller, die den gegenwärtigen Zustand der Dinge als wohltätig darstellten, oder die einen hohen Standpunkt der Unparteilichkeit ergriffen zu haben » heuchelten, in Wahrheit aber kein Herz für das Unglück ihres Zeitalters und auch kein Unterscheidungsvermögen für dessen wesentlichen Züge besassen.

Da gab es ferner Männer, die als Säulen der Nation gegolten hatten und die nun, durch die Erfolge Napoleons innerlich darniedergeworfen, die umstürzenden Gegenwartsereignisse mit dem Schimmer des himmlischen Ursprungs ausstatteten. So lehrte Johannes von Müller, der einst zu den Wortführern der antifranzösischen Partei in Berlin gehört hatte, Gott habe die Welt nunmehr dem Korsen ausgehändigt, und er ging in sein Lager über. — (Dieser Hinweis soll die unleugbare Grösse Müllers als Geschichtsschreiber nicht antasten.)

Und wie übel benahmen sich die Fürsten und die Behörden! Wir machen uns keine Vorstellung davon, wie vernichtend die wahrhaft Vaterländischen — wie Stein, Niebuhr, Jakob Grimm, Görres und Perthes — über sie urteilten. Immer wieder heisst es, die Gewalt sei « in den Händen des Unverstands und der Schlechtigkeit; » es sei den Massgebenden auch nicht das Sonnenklarste begreiflich zu machen. Drastisch erklärt einmal Niebuhr: « Das Vorgeben des Kabinetts, für die Verteidigung und die nationale Ehre einzutreten, glich dem Vorgeben einer Prostituierten, ihr Leben für die Sache der Keuschheit zu opfern. » Stein meint, der deutsche Untertan erblicke in seinem Fürsten einen feigen Flüchtling, der nur für sich sorge oder einen « dekorierten Sklaven, der mit den Schätzen seiner Untertanen und ihrem Blut eine hinfällige Existenz » erbettle.

Wenn es in den Kreisen, die politisch und geistig hätten führen sollen, Ueberläufer gab, so kann es nicht überraschen, dass sie auch unter den Geführten nicht fehlten. Mit Verachtung sprach Görres von « inländischem Geschmeiss », das sich an die Franzosen heranmachte und den Zuträger spielte. Er warnte davor, auf die so geartete «Menge der Deutschen » zu vertrauen, « wie wenn von diesen irgend etwas, was tüchtig ist und brav, zu erwarten wäre; sie sind ein eitel charakterloser Haufen, Schafe, die ein Wolf zu Tausenden jagt, wohin er will. »

Beängstigend war es auch, wie im Gefolge der Unsicherheit von Recht und Besitz Wucher und Genußsucht ins Kraut schossen und fremdes und eigenes Gut vergeudeten, da ja doch alles « nur schnellem Untergange geweiht » sei.

Kurz, man mochte sich wenden wohin man wollte, es schien, als ob es überall nur eines wahrzunehmen gäbe — « *die unermüdliche und unerschöpfliche Schlechtigkeit der Menschen* », um eine Wen-

dung Niebuhrs zu gebrauchen. Aehnlich erklärt ein ungenannter Zeitgenosse: « Das Auflösen aller Charaktere, dies moralische Faulfieber, ist jetzt die grassierende Krankheit, vor der mir ärger als vor der Pest grauset. »

Gesteigert wurde das ganze Uebel dadurch, dass es oft unmöglich war, so formuliert Schleiermacher, « ohne Lug und Trug einer augenblicklichen Gefahr zu entgehen », und man musste nicht selten loben und billigen, ja Uebereinstimmung und Freundschaft heucheln, wo man nur verachten und verabscheuen konnte.

Zu all dem donnerten von Zeit zu Zeit von den Schlachtfeldern der Politik und des Krieges erschütternde Nachrichten in die Gemüter. Man mag sich vorstellen, wie z. B. im Jahre 1807 die Kunde gewirkt hat: Zar Alexander und Napoleon haben zu Tilsit Frieden geschlossen! Und wie war es im Frühling 1809? Oesterreich hatte den Kampf gegen Napoleon gewagt und focht bei weitem tapferer als einst und nicht ohne hoffnungsvolle Erfolge. Die Rettung Deutschlands schien in greifbare Nähe gerückt. Da — plötzlich traf die Meldung von den entscheidenden Siegen des Korsen ein. Leipzig illuminierte — in der grössten Bestürzung. « Schreiben kann ich es nicht, » so meinte der Hamburger Buchhändler Friedrich Perthes, der sich in jenen Wochen in Leipzig aufhielt, « bis auf welchen Grad Mutlosigkeit sich aller bemächtigt hat; aber an einen Zustand, wie er jetzt sich findet, grenzt ganz nahe die Wut der Verzweiflung, und diese wird eintreten. »

Sie bedrohte wirklich manch zages Herz. Und so kam es vor, dass Schwerblütige in abgründiger Versuchung die Frage aufwarfen, ob nicht die Irren die Glücklichsten auf dieser Welt seien. Die Seelen verstanden sich indessen auch immer wieder auf mildernde und ausweichende Kunstgriffe, heilsame und nicht heilsame, berechtigte und nicht berechtigte. Man hielt sich z. B. bewusst jeden Gedanken über die unmittelbare, leidliche Gegenwart hinaus fern; man erlabte sich an erwünschten Gerüchten, wie z. B., es seien im französischen Heere Meutereien oder schwere Krankheiten ausgebrochen; man war auch sonst glücklich, sich einige Minuten selbst zu täuschen, oder man gab sich einem « wohltätigen, fatalistischen Leichtsinn » hin. Andere verstanden es, sich in Naturgenuss und Natursehnsucht zu vergessen. — So stösst man in Briefen, die über den Druck der Zeit klagen, plötzlich auf selige Ferienerinnerungen an die « waldumkränzten Thüringer Berge », oder es finden sich liebliche Bemerkungen, wie: « Seit Montag sind die Linden ausgeschlagen » oder: « Das Laub ist so schön und das Korn und das Gras so üppig. »

Diesem und jenem ist es auch vergönnt, die Dinge der drangvollen Gegenwart aufs mal in erhebender innerer Freiheit im richtigen Grössenmasse zu sehen. So berichtet Stein von seiner Flucht im Schlitten — nach Oesterreich —: « Die Nacht war sehr schön, die Witterung milde, der Himmel bald bewölkt, bald beleuchtet, die Natur still und feierlich... Eine solche Nacht und solche Umgebungen geben der Seele eine Stimmung, die alles Menschliche, und sei es noch so kolossalisch, auf seinen wahren Wert zu bringen bereit ist. » — « *Ruhe auf der Flucht* » — buchstäblich und geistig genommen, das bedeuteten jene seltenen Augenblicke der Stille und des innern Friedens inmitten der sturmgepeitschten Zeit.

Freilich über kurzem meldeten sich äussere und innere Unrast doch wieder, und der Bedrängte stellte bei sich ängstlich « die Abnahme der Fähigkeit zu hoffen » fest. Der Deutsche, so sagt Schleiermacher in einem Rückblick auf jene Zeit, habe damals jede Zuversicht zu sich selbst verloren, ja schliesslich sei sogar « der Wunsch, sich helfen zu können » verschwunden und ebenso das Gefühl, « eines besseren Zustandes würdig zu sein; » es habe sich die « trostlose Vorstellung der Gemüter bemächtigt, die lebendige geistige Kraft des Volkes sei ganz erschöpft und die Stunde des völligen Unterganges da. » Die Leidenswege der einzelnen und der Völker pflegen immer wieder bis in diese Tiefen zu führen.

Die Vorbereitung der Befreiung in Preussen. — Der Kampf um die Wahrheit. — Stein ist überzeugt, dass die Herrschaft Napoleons nicht Bestand haben wird.

Es blieb indessen nicht bei Verzicht und Verzweiflung. Man konnte, nach einem Wort von Görres, zwei verschiedene Wege einschlagen, um mit der Epoche fertig zu werden. « Entweder müssen Sie », so schrieb er an Friedrich Perthes, « ganz heraustreten aus allen Geschäften, sich zusammenkugeln wie ein Igel zum Winterschlaf, um der Zeit so wenig Oberfläche wie möglich zu geben, oder Sie müssen Ihre Tätigkeit um eben so viel verstärken, als das Leben schneidender wird. Unsere Zeit lässt nichts bestehen, was ruht... wer nicht bestehen kann mit dem, was er früher erworben hatte, der muss heraus aus der Sänfte und hinauf aufs Pferd; alles alte Fussvolk muss beritten werden; denn die Zeit selbst fährt auf dem Rennwagen daher. » Die Deutschen verfügten über Männer, die sich nicht zusammenkugelten, sondern sich der Zeit aussetzten, also die Sänfte verliessen und das Pferd bestiegen. Mit andern Worten: Es gab neben jenem menschlichen Triebsand und neben den zermürbten und zerbrochenen Gemütern aufrechte und innerlich gefestigte Naturen, welche die Nation *hoffen* hiessen, ihr die Wege wiesen, den Neuaufbau begannen und die Befreiung vorbereiteten. An das Allbekannte sei hier trotz seiner Wichtigkeit nur im Vorbeigehen erinnert: An die neue Städteordnung, die dem Bürger ein Stück Selbstverwaltung anvertraute und damit seinen Sinn für den Staat weckte; an die Bauernbefreiung, die Beseitigung der Zunftfesseln, an die militärische Aufrichtung und namentlich an die Besinnung auf den geistigen, sittlichen und religiösen Urgrund der Dinge; man denke an Fichtes Reden, an Kleists Katechismus, an die Schriften von Schleiermacher, Clausewitz und schliesslich an die Werke der Befreiungsdichter.

Hier mag auf einiges andere hingewiesen werden. Zunächst auf den schon erwähnten Hamburger Buchhändler Friedrich Perthes, einen der bedeutendsten Vertreter des damaligen deutschen Bürger-

tums. Er half sein Volk unter anderem dadurch aufrichten, dass er, ähnlich wie Fichte, in ihm das Bewusstsein einer höheren Bestimmung weckte, nicht immer in ganz unbedenklicher Weise. In den Jahren 1806 und 1807 schrieb er: In dem grossen Umbildungskampf zählt Gott auf unser Volk. — «Wir Deutsche sind ein auserwähltes Volk, welches die Menschheit repräsentiert, und alles zur allgemeinen Angelegenheit macht. Wir waren nie bloss national.» « Soweit wir Deutsche überhaupt ein Leben hatten, haben wir es nie für uns allein, sondern immer auch für Europa gelebt.» « Nur die Deutschen können Europa retten.» Mit diesem Ausdruck meinte er die Befreiung von der Gewaltherrschaft Napoleons.

Energisch rief Perthes zur Teilnahme und Tätigkeit auf. Ihn ängstigte einmal die « ehrliche, einfältige Gutmütigkeit», die im Vertrauen auf die gute Sache die Hände in den Schoss legen möchte. Und scharf tadelte er sodann jene Menschen, in deren Seelen Geist, Kraft und Grösse lebten, die aber keine Lust besassen, aus sich herauszutreten. Er rief ihnen zu: « Wer nur in seinem Innern Bedeutung hat, hat gar keine Bedeutung.» — Es kommt alles darauf an, so dachte er, dass die politische Auflösung nicht die nationale nach sich zieht. Nach dem schweren Frieden von Tilsit schrieb er: « Nur eine Sorge habe ich, eine Angst, die mich Tag und Nacht drückt, ob wir Deutsche Geschick und Verstand genug haben, unsere Nationaltugenden und Eigenheiten bis auf bessere Zeiten zu bewahren.» — « Auch im Joche müssen wir Deutsche bleiben... und die einstige Auferstehung wird nicht ausbleiben.» « Der Charakter des Deutschen, sein Sinn für Wahrheit und Recht, der muss behauptet werden, koste es was es wolle.» « Wer noch irgend Mann ist, der muss seinen Kopf daran setzen, dass uns nicht Unrecht für Recht, Lüge für Wahrheit aufgebürdet wird.» — *Der Kampf gegen die Lüge und um die Wahrheit wird für unterworfene Völker tatsächlich immer ein Anliegen allerersten Ranges sein — für unterworfene Völker und für solche, die sich nicht unterwerfen lassen möchten.*

Wer aber wird dafür sorgen, dass wir wach bleiben? So fragte Perthes. Vor allem hoffte er, es mag fürs erste seltsam klingen, auf Napoleon selbst. « Die Völker müssen erschreckt werden, sonst gewöhnen sie sich an alles.» (« Die traurige Gewöhnung, fortwährend Unwürdiges zu erdulden» bekümmerte überhaupt die Besten der Zeit.) Für dieses Erschrecken aber sorgten Napoleon und seine Soldateska. Als er einst neue rücksichtslose Verfügungen erliess, schrieb Perthes: « Nur zu! das hilft; der Hass der Deutschen wird gründlicher werden... Wenn Napoleon sich einmal begnügen und gemässigt verfahren könnte, so wären wir verloren und hätten den Strick um den Hals; aber dies ist nicht zu fürchten.» In der Tat, der Jakobiner und Schreckensmann in Napoleon verliess sich auf die Gewalt auch da, wo sie aufs schärfste vom erstrebten Ziele wegführte.

Perthes gedachte indessen keineswegs, alles der unfreiwilligen Hilfe des Mächtigen zu überlassen. Was er selbst plante und auch leistete, kann aber nur angedeutet werden: Er gründete eine Zeitschrift, um das nationale Bewusstsein zu pflegen, und hoffte, dass sich um sie « von den Alpen bis an die Ostsee» ein stiller Bund unverdächtiger Männer schare, der nicht sogleich vom « Späherauge des Feindes ertappt und von seiner rohen Gewalt erdrückt würde». Als die Zeitschrift infolge von politischen Schwierigkeiten bald wieder einging, erschien das vielen Deutschen als ein nationales Unglück.

Perthes war kein blinder Feind der Franzosen und alles dessen, was sie geschaffen hatten. Er bekannte vielmehr, dass man von ihnen manches zu lernen habe; aber er betrachtete es als seine Aufgabe, Erbitterung und Hass des Volkes gegen die Unterdrückung zu schüren und zu kräftigen. Ja, er sprach vom « Enthusiasmus des Hasses » und erklärte, gegen Napoleon helfe nur ein Mittel, nämlich «das Revolutionieren der Völker.»

*

Aehnlich wie Perthes dachte und strebte Stein. Das kann hier jedoch nicht näher erörtert und präzisiert werden. Nur dies: Er will « die Meinungen des jetzigen Geschlechtes» lenken; aber wichtiger ist es ihm, « die Kräfte des folgenden ... zu entwickeln. Dieses würde,» so sagt er, «vorzüglich kräftig geschehen durch die Anwendung der Pestalozzischen Methode, die die Selbsttätigkeit des Geistes erhöht, den religiösen Sinn und alle edlern Gefühle des Menschen erregt, das Leben in der Idee befördert und den Hang zum Leben im Genuss mindert und ihm entgegenwirkt.»

« *Das Leben in der Idee.* » — Stein weiss um die umformende Kraft des Geistigen. Vom Fundament seines Glaubens an eine sittliche Welt beurteilt er die Herrschaft Napoleons und schafft damit, das sei gleich vorausgenommen, Raum für Hoffnung und Antrieb für die künftige Tat. Stein erklärt: Diese Herrschaft steht im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung, mit der Vernunft, mit dem Gefühl für Recht, für Wahrheit und für Freiheit; sie will weder das Glück noch den Wohlstand der Regierten, noch deren sittliche und geistige Entwicklung befördern — und dies letztere ist jederzeit ein entscheidendes Kennzeichen —, sondern sie dient der Befriedigung einer « ungebundenen Herrschsucht». Deshalb ist Stein, so sagt er 1809, wie von seinem Dasein überzeugt, dass die Herrschaft Napoleons nicht Bestand haben wird; sie « beruht auf zu faulen Grundlagen, auf Gewalt und den gemeinsten Regierungskünsten; es liegt im ganzen nicht ein Zug von Menschlichkeit, Grösse, Edelmut;» alles ist auf den « Sklavensinn der Gehorchenden» berechnet. « Einen grossen Teil seiner Ueberlegenheit dankt er dem Rücksichtslosen, dem Ungebundenen in seiner Handlungsweise, und selbst hierin liegt ein Grund zu dem Fall seines Gebäudes, da er alle seine Gegner zu einem ähnlichen Verfahren auffordert... Der, der jedes Gesetz beleidigt, verliert den Schutz des Gesetzes, er tritt in den Zustand der Acht.»

Wie richtig der Hinweis war, Napoleon lade seine Gegner ein, sich seiner eigenen Methoden zu bedienen, illustriert Stein selbst. Im Jahre 1808 be-

merkte er in einer Denkschrift, betreffend einen Vertrag, den sein König mit Napoleon abzuschliessen genötigt war: « Unterzeichnen Ihre Majestät den Tractat, um ihn bei gelegner Zeit ... zu brechen, so bedienen Höchstdieselbe sich nur einer List gegen Verruchtheit und Gewalttätigkeit. Soll es dem Kaiser Napoleon allein erlaubt sein, an die Stelle des Rechts Willkür, der Wahrheit Lüge zu setzen?» Hat er seit 1796 « je sein Versprechen gehalten?... Hat er irgend eine gegen seine eigene Nation eingegangene Verbindlichkeit erfüllt?»

Im übrigen wusste Stein, dass *das «System der Knechtschaft und der Lüge»*, wie er sagt, nur durch ein opferbereites Geschlecht gefällt werden konnte. Es war jetzt nicht die Zeit, an Sicherheit und Familienglück zu denken, sondern an «aktives und passives Halsbrechen». Er forderte dazu auf, sein Inneres entsprechend vorzubereiten und erklärte: « Man muss sich mit dem Gedanken der Entbehrung jeder Art und des Todes vertraut machen, wenn man die Bahn betreten will, die man jetzt zu gehen sich vornimmt.»

Einen Einwurf vermag man selbst gegenüber Stein nicht völlig zu unterdrücken. Erinnerte er sich in der Not Preussens wohl daran, dass er im Jahre 1794 geschrieben hatte: «Ob man ganz Frankreich wird erobern und bändigen können, daran zweifle ich; nicht aber, dass man wird einen guten Teil davon wegnehmen und Paris, den Sitz aller Scheusslichkeiten, vernichten können, und ich gestehe, dieses Schauspiel mögte ich sehen...»

Man kann in der Geschichte und in der grossen Politik hundertfach beobachten, dass Völker und Staatsmänner in Zeiten der Macht und des Erfolges das Gesetz des Krieges und der natürlichen Kräfteordnung verkündigen, aber sobald sich dieses gegen sie wendet, im Namen der Sittlichkeit leidenschaftlich protestieren.

Woran scheiterte Napoleon? Der Grundsatz: Europäisches Gleichgewicht! erwacht zu neuem Leben.

Stein habe, so deuteten wir an, den Sturz Napoleons vorausgesagt. An was für Kräften, Verhältnissen und Fehlrechnungen er gestrauchelt ist, das kann hier nicht im einzelnen geschildert werden. Entscheidend war, dass er sich gegen die Gesetze der politischen, der geistigen und der sittlichen Welt vergangen hatte. Doch drücken wir uns zunächst bescheiden aus: *Er wollte zu viel.* Talleyrand hat einmal von ihm gesagt: « Wie schade, dass er nicht faul ist!» Ein Wort, das man vermutlich auf die Diktatoren aller Zeiten anwenden könnte. Napoleon selbst hat auf St. Helena gestanden, er habe sich «mit zu vielen Dingen gleichzeitig befasst.»

Er wollte zu viel, und hiebei sah er sich, als Gefangener seines eigenen Systems, gezwungen, auf einem Gebiete Mittel anzuwenden, die seine Absichten auf einem andern durchkreuzten, was reichlich belegt werden könnte.

Er hat es sich auch charakteristischerweise nicht versagt, zu höchst sensationellen Aushilfen zu greifen. Eines der berüchtigsten Beispiele hiefür ist sein Streich von Bayonne: Er lockte den spanischen König und dessen Sohn in eine Falle, brachte sie dazu, abzudanken und setzte seinen Bruder als König in Madrid ein. Talleyrand will damals dem Kaiser vorgestellt haben: « Wenn ein Mann von Welt Dummheiten macht, wenn er sich Freundinnen hält, wenn er seine Frau schlecht behandelt, oder wenn er seinen Freunden Unrecht tut, so wird man ihn zweifellos darob schelten; wenn aber dieser Mann beim Kartenspiel betrügt, so wird man ihn unverzüglich aus der Gesellschaft anständiger Menschen ausschliessen und ihm nie verzeihen.»

Man mag dieses Kartenspieler-Ethos, das nicht mit sich spassen lässt, beurteilen, wie man will; sicher ist, dass jenes «Falsch-spielen» zu Bayonne den Korsen ausserordentlich teuer zu stehen gekommen ist. Jedermann weiss, wie das spanische Volk aufstand; weniger bekannt hingegen ist, wie die Fürsten und ihre Betreuer sich getroffen fühlten und im Innersten erschauerten. Jetzt, erst jetzt glaubten sie, ihn ganz erkannt zu haben.

Eigenartig, wie Napoleon sogleich aussen- und innenpolitisch in ernste Bedrängnis geriet. Um im Westen gegen Spanien freie Hand zu bekommen, musste er sich im Osten sichern. Er wollte dies dadurch bewerkstelligen, dass er 1808 den ungemein pompösen Fürstentag von Erfurt veranstaltete, und hier suchte er den Zaren Alexander durch einen neuen Vertrag an sich zu ketten, Oesterreich dagegen zu isolieren und einzuschüchtern. Talleyrand erhielt die entsprechenden Aufträge und Anweisungen, unter anderem den Fingerzeig: « Der Kaiser Alexander muss zuerst von meiner Macht ganz geblendet werden; die Verhandlungen gehen dann um so leichter.»

Was tat nun Talleyrand? Am Tage und offiziell unterhandelte er gemäss seinen Instruktionen mit dem russischen Bevollmächtigten; aber abends, wenn er mit dem Zaren im Salon der Fürstin von Thurn und Taxis zusammentraf, dann begann er das dünne amtliche Tagesgespinst zu zerreissen und seine eigene Politik zu entwickeln. Er pflegte zu sagen: « Der Rhein, die Alpen und die Pyrenäen sind von ganz Frankreich erobert worden, alles übrige vom Kaiser. Daran hat Frankreich kein Interesse.» Er wollte mit diesem Worte seine Ueberzeugung bekennen, Frankreich solle sich im Innern festigen, konsolidieren, aussenpolitisch aber zum alten Gleichgewichtsprinzip zurückkehren; der europäische Kontinent dürfe nicht in ein Imperium umgeschmolzen werden. In diesem Sinne eröffnete er sich dem Zaren und stellte ihm vor: « Sire, es steht in Ihrer Macht, Europa zu retten; aber Sie werden es nur dann retten können, wenn Sie sich weigern, Napoleon freie Hand zu lassen.»

Die Sache machte dem Zaren Eindruck. Nur wollte er den offenen Bruch mit dem Korsen noch etwas hinausschieben; denn er plante, durch die Scheinfreundschaft gedeckt, den Schweden Finnland und den Türken die Donaufürstentümer zu entreissen. — Es gibt wenig Neues unter der Sonne.

Was Talleyrand betrifft, so ist klar, dass er ein schlechter Charakter war; aber er besass einen Instinkt für politisches Mass und haltbare politische Lösungen. Wenn er den Grundsatz des europä-

ischen Gleichgewichtes verfocht, so repräsentierte er damit das vorrevolutionäre Europa.

Gegen Napoleon hatte sich, von ihm selbst unbemerkt, die gespenstische Macht der Geschichte mit ihrem gewaltigen Gesetz der Beharrung erhoben. Wie frohlockte doch Metternich, damals österreichischer Botschafter in Frankreich? « Endlich sind wir in eine neue Epoche eingetreten, wo sich uns Alliierte aus dem Inneren des französischen Kaiserreiches anzubieten scheinen. »

Die nun einsetzenden Heldentaten der Spanier und der Oesterreicher, namentlich der Tiroler, führten zwar noch zu keinem entscheidenden sichtbaren Erfolg; aber sie bedeuteten einen *ungeheuren seelischen Kraftzuschuss* für das Geschlecht, dem aufgetragen war, Europa von der Knechtschaft zu befreien.

« Liebst du nicht die Tiroler? » fragte Niebuhr und fügte mit einer scharfen Spitze gegen die knechtseligen deutschen Fürsten bei: Sie « haben Plebeyer an der Spitze — Bauern und Gastwirte! » « Wer hätte es geträumt, dass wir die Tage von Morgarten und Näfels wieder sehen würden?

Auch nach der Niederlage Oesterreichs hielt Metternich, nunmehr leitender Minister, die Verbindung mit Talleyrand, Fouché und ihren Zirkeln im geheimen aufrecht. Und von Paris aus liefen auch stille Fäden nach Petersburg. Mochte der Korse mit den Waffen in der Hand noch einmal gesiegt haben, auf dem Felde der Diplomatie wurde unablässig gegen ihn gearbeitet, und zwar, wie angedeutet, unter der Losung: Europäisches Gleichgewicht!

*

In Preussen dachten die Besten über dieses Thema nicht anders als in Wien. Wir müssen darauf verzichten, Stein das Wort zu geben; aber was Arndt im Jahre 1813 im Blick auf unsern viel berufenen Grundsatz über die Rolle Englands und der Engländer im europäischen Völkerleben ausgeführt hat, sei in Kürze mitgeteilt: « Ihnen », den Engländern, so sagt er, « verdankt Europa seit zweihundertfünfzig Jahren, dass noch nicht Einer oder Zwei über alle herrschen, und dass bis jetzt die Zeiten selten gewesen sind..., dass ein Tyrann wie Nero und Domitianus alle Geister unterdrücken und alle Tugend und alle Freiheit von der Erde vertilgen konnte. Die Franzosen haben seit drei Jahrhunderten Eroberer und Gleichgewichtszerstörer seyn wollen... die Engländer sind gegen sie die Gleichgewichtshalter gewesen; durch sie vorzüglich sind wir Teutsche bis auf die letzten unseligen Tage, die gottlob nun auch vergangen sind, als ein eigenes Volk bestanden. Wer hielt Teutschland und Spanien vor hundertfünfzig und hundertzwanzig Jahren gegen die wilden Versuche des ehrsüchtigen und herrschsüchtigen Ludwig des Vierzehnten? ... War es nicht England? England liegt gleichsam als ein Nebengewicht neben den Wagschalen Europas; neigt die eine Schale sich zu sehr, so legt es sich sogleich in die andere Schale und stellt das aufgehobene Gleichgewicht wieder her... England, als ein Handelsstaat, hat immer die Aufforderung, diese Rolle zu spielen; es hat als Seestaat, besonders als ein Inselstaat, die grösste Leichtigkeit, dies zu tun: Vorteil, Ehre und Leichtigkeit treffen hier auf eine ganz besondere Weise zusammen. England ist eine abgeschlossene Welt für sich, eine Insel, mächtig genug, jeden Versuch der Feinde auf seine Küsten zu vereiteln, nicht mächtig genug, auf dem festen Lande bleibende Eroberungen machen zu können. Nie hat Europa die Gefahr zu fürchten, von den Engländern als von Eroberern angegriffen zu werden. »

Arndt belegt mit diesen Ausführungen, und es ist übrigens durchaus selbstverständlich, dass nicht etwa bloss England am Bestehen des europäischen Gleichgewichts interessiert ist; alle Staaten und Völker, welche nicht die Beute eines übermächtigen Herrschervolkes werden möchten, sind es ebenso. Ein weiteres Beispiel: Es wurde zum Teil schon angedeutet, dass Gneisenau wiederholt in geheimen Aufträgen nach England gereist ist und um Hilfe bat, in Form von Geld, Waffen und Expeditionsheeren. Je nach dem Masse der Bereitwilligkeit Englands berichtet er: « Meine Beharrlichkeit ward belohnt. » Oder: « Mehr als einmal hätte diese Nation Europa retten können, und nichts ist geschehen. » Oder: « Eure Exzellenz sehen hieraus, dass das britische Ministerium bei weitem mehr für unsere Sache tun will, als wir erwarten durften. » Oder: « Die Beschlüsse des britischen Ministeriums machen seiner Weisheit und Kraft Ehre. »

Napoleons russischer Feldzug und die entsprechende Propaganda. — Der Jubel über das Erscheinen der Russen in Deutschland.

Der Weg zu jener ersehnten, sicheren Machtfülle, nach der Napoleon in dämonischer Besessenheit unablässig jagen musste, führte ihn, wie jedermann weiss, schliesslich nach Russland. Als er sich für dieses Unternehmen entschied, versprach er nach einem Worte Arndts aus dem Jahre 1813 « die Befreiung Europens von russischer und asiatischer Barbarei, die endgültige Demütigung Englands, die Glorie der Welt und das Glück eines unzerstörbaren europäischen Friedens. »

Der Auftakt zu diesem Feldzug bestand unter anderem darin, dass Napoleon den König von Preussen zwang, ein sogenanntes Bündnis mit ihm einzugehen. Zugleich musste er eine Reihe von militärischen und politischen Ratgebern, die den Franzosen nicht genehm waren, entfernen. Eine grössere Anzahl von preussischen Offizieren nahm von sich aus ihren Abschied. Sie erwogen allerlei Pläne: Sollten sie sich nach Spanien, nach Russland oder nach England begeben, um gegen das französische Joch zu kämpfen? Konnte man vielleicht mit englischem Sold aus Norddeutschen in Russland eine eigene Legion errichten? Sie kam wirklich zustande. Erinnert sei auch an folgendes: Gegen Ende Mai 1812, zwei Tage bevor Napoleon von Dresden zur Grossen Armee abreiste, brach Stein, den der Korse um die Jahreswende 1808/09 geächtet hatte, von Prag aus nach Russland auf. Bald übte er am Hofe des Zaren, der ihn eingeladen hatte, massgebenden Einfluss auf dessen Politik aus. Etwas später traf auch Arndt ein und wurde

zum Begleiter Steins. Clausewitz und eine Reihe anderer traten förmlich in russische Dienste; wieder andere begaben sich nach Schweden... Kurz, für Preussen war jene Phase der Knechtschaft gekommen, in der jeweilen die Besten nur mehr auf fremder Erde für ihr Vaterland kämpfen können.

Wie beurteilte man den vermutlichen Ausgang des Feldzuges? Männer wie Niebuhr und Metternich meinten, hierüber werde kein besonnener Mensch Zweifel hegen, und erwarteten einen sehr kurzen Krieg. Am 14. Juli wiederholte Niebuhr: « Ich glaube noch immer, dass eine oder zwei Schlachten über Russland entscheiden werden. »

Interessant ist, dass Gneisenau schon am 20. Mai 1812 in einer Denkschrift Alexander empfohlen hatte, den Kampf nicht etwa angriffsweise zu führen, besonders nicht am Anfang, sondern die feindlichen Heere in sein Gebiet eindringen zu lassen, die Vorteile des Bodens auszunutzen, alle geeigneten Mittel einzusetzen, «um den Krieg in die Länge zu ziehen, dem Klima seinen Anteil an der Zerstörung des Feindes zu lassen» und endlich, erst nach einem vollen und entscheidenden Sieg in der Verteidigung zum Angriff überzugehen.

Im Spätsommer 1812 traf von der französischen Armee in Russland eine Siegesnachricht nach der andern ein. Dem Deutschen wurde das Herz schwer. Jede Hoffnung «auf Rettung oder auch nur auf Erleichterung schien zu schwinden». Da, eines Tages, brannte Moskau. Das « Journal de l'Empire » entrüstete sich und erklärte — nach der Wiedergabe Arndts: « Hätte man die gräuliche Barbarei der Russen je bezweifeln können, so würde ihr Verfahren in ihrem eigenen Lande uns besser davon überzeugen als alles, was man über ihre Sitten je gedruckt hat... Weiber, Kinder, Greise, selbst ihre eigenen Verwundeten sind die Schlachtopfer ihrer unsinnigen Wut und ihres rohen Stolzes... Was würde aus dem gesitteten Europa werden, wenn diese Scharen Mordbrenner darin eindringen könnten... Gab es je einen Volkskrieg, so ist es unstreitig der Krieg für die Umstürzung dieses blutdürstigen Kolosses, der... seit hundert Jahren unter dem Geklirr von Ketten... Europas Freiheit bedroht... Kann man wohl Rasende ein Volk nennen? Nein, Europa gibt sie zornig der Verachtung aller gesitteten Nationen preis und ruft den Fluch der kommenden Jahrhunderte auf sie herab. »

« Europa aber », so bemerkt Arndt, « rief keinen Fluch über die Flammen aus, noch empfand es Abscheu, wohl aber jenes Erstaunen und Schrecken, welche das Gefühl desjenigen sind, der sich der Grossheit solches Verderbens nicht mächtig glaubt. »

In Deutschland liefen darauf dunkle Gerüchte um « von schweren Unglücksfällen » Napoleons. Allein niemand wagte, ihnen zu glauben. Plötzlich aber, um Weihnachten, wurde jenes Bulletin bekannt, das in verschleierter Form die Vernichtung der Grossen Armee zugab. « Ein Wunder Gottes war geschehen », so meint der Sohn des Friedrich Perthes, « und ein Stern der Hoffnung aufgegangen, welcher neues Leben und neuen Mut in allen gedrückten Gemütern schuf. Ein Weihnachtsabend wurde... gefeiert, wie seit langen Jahren nicht. »

Wie einst unermessliche Niedergeschlagenheit, so war jetzt unermesslicher Jubel an der Tagesordnung. Mit rasendem Enthusiasmus wurde z. B. der russische General Wittgenstein mit seinen Truppen in Ostpreussen empfangen: Man hob ihn vom Pferde und küsste seinen Rock und seinen Mantel.

Als sich im Februar 1813 die Kunde verbreitete, dass sich die Russen Hamburg näherten, schrieb die Frau des Friedrich Perthes, Caroline, an ihren Vater, den Dichter Matthias Claudius: « Ach, dass ich tausend Stimmen hätte, um zu singen: benedictus qui venit. » Und etwas später: « Es ist himmelschreiendes Unrecht, dass Du mir nur durch Gedankenstriche antwortest. Wenn wir jetzt schweigen, so müssen die Steine schreien. Ein solcher Dienst ist uns noch nicht geleistet und ein solches Glück noch nicht zu teil geworden... Ich bin ausser mir und weiss nicht, wie mir geschieht, seitdem die grosse Seelen- und Lebenslast von uns genommen ist. »

An einem Märztag 1813 näherte sich eine russische Streifpartie von dreizehn Mann dem Steintor in Hamburg. Der dortige Kommandant liess die nach dem Abzug der Franzosen eingerichtete Wache ins Gewehr treten, ging den Russen mit acht Mann entgegen und überreichte ihrem Offizier den Schlüssel der Stadt mit den Worten: « Hier ist der Schlüssel der freien Hansestadt Hamburg; es lebe Deutschland und Russland hoch! » Bei diesen Worten, so erzählt Caroline Perthes, brach die Zuschauermenge in einen unbeschreiblichen Freudensturm aus: « Deutsch, Russ, Kosak, Alexander waren die einzigen verständlichen Laute; in vielen Augen standen helle Tränen. Ein jeder Mund rief und jubelte, und jedes Herz dankte Gott im Himmel und den Russen auf Erden. » Die Kosaken, die « Reiter einer fremden Welt », trugen « ihre Lanzen gesenkt, schwangen ihre Mützen und sahen » — so versichert die empfindsame Frau — « erstaunlich treuherzig und freundlich von ihren Pferden herab; von allen Seiten brachte das Volk ihnen Branntwein, Kuchen und Brot aufs Pferd; Leute, die kein Gemüt gehabt haben, haben gestern und heute eins bekommen. »

In Berlin, so berichtet uns Niebuhr, sagten die Kosaken. « sie gingen nach *Pris:* Ruski gut, gut Kamerad, Ruski und Pruski Kamerad: Franzuski kaput machen: alle kaput. Einer sagte, er schlafe immer nur eine Viertelstunde, in Pris wolle er ausschlafen. »

1813: Neue Bündnisse gegen Napoleon. — Leidenschaft und kühle Diplomatie finden sich.

Am 16. Dezember 1812 schrieb Stein von Petersburg aus: « Gott hat durch die Kraft des russischen Volkes, den Mut der Heere und durch die Weisheit und Festigkeit des Kaisers Alexander den grossen Verbrecher in den Staub gelegt, sein Heer vernichtet — er sei ewig gelobt. Jetzt ist es Zeit, dass sich Deutschland erhebe und dass es Freiheit und Ehre wieder erringe. » Am 30. De-

zember 1812 schloss der preussische General York, nach dem Worte Arndts ein Mann «scharf wie gehacktes Eisen», eigenmächtig mit einem russischen General den bekannten Neutralitätsvertrag von Tauroggen ab. Clausewitz spielte hiebei eine nicht unwichtige Vermittlerrolle.

Am 5. Januar 1813 abends verliessen Stein und Arndt in einem Wagen, den man auf einen Schlitten gesetzt hatte, Petersburg. Es versteht sich, dass sie vom Kopf bis zu den Füssen wie Bären in nordisches Pelzwerk vermummt waren. Auch des Weges Unkundige hätten sich in den Schneewüsten nicht leicht verirren können. Denn die zerrissenen, abgedeckten Häuser ohne Menschen und Tiere — «nicht einmal eine Katze miaute darin» —, die schauerlichen Gemäuer und Brandstätten, die unbedeckten und unbegrabenen Menschenleichen, die zusammengebrochenen Pferde und die Wolfsrudel wiesen die Pfade...

*

Das preussische Volk hatte seinen Unwillen über die Fremdherrschaft schon vor dem Scheitern des russischen Feldzuges gelegentlich durch heftige Auftritte offen geäussert. Jetzt wurde es immer unruhiger, und wenn der Hof sich nicht zum Kampf gegen Napoleon entschied, war eine Revolution zu erwarten. Anfangs des Jahres fürchtete man in Preussen, die Franzosen könnten gegenüber dem König den Streich von Bayonne wiederholen. Darum begab sich dieser unter dem Schutze seiner Truppen von Potsdam nach Breslau. Dann, Ende Februar, kam ein förmliches Bündnis zwischen Preussen und Russland zustande. Mitte März erliess der König seinen Aufruf «An mein Volk». Schleiermacher erklärte bei diesem Anlass in einer Predigt, dieser Schritt bedeute die «Rückkehr zur Wahrheit, die Befreiung von der erniedrigenden Heuchelei.» Bis dahin hatte man im geheimen militärisch gerüstet und geübt. Sogar in Hinterstübchen und auf Estrichböden war exerziert worden. Jetzt wurde nichts mehr verhehlt. Vor den Einschreibestellen für die Freiwilligen entstand ein Gedränge wie in Zeiten der Teurung vor den Bäckerläden. Alles war Leben und Tätigkeit.

Und dann, Ende März 1813, begann der Kampf. Allein anfangs Juni kam es zu einem Waffenstillstand mit Napoleon. Die Armee, ja ganz Preussen nahm ihn mit bitterm Groll auf. Arndt schildert einzelnes: «Als den zweiten Pfingsttag nachmittag die Nachricht von dem mit Napoleon abgeschlossenen Waffenstillstande nach Berlin kam, wurden plötzlich alle Gesichter blass, alle Herzen wie vom Donnerstrahl getroffen, bange Todesstille war in der eben noch so fröhlichen Menge der wandelnden Menschen; die Sonne des schönen Frühlingstages schien nur auf Verzweifelnde: bei dem Gedanken der Möglichkeit eines Friedens waren alle wie versteint und verdonnert.» Denn so lange Napoleon das Schwert in der Hand trug, würde doch nur ein schmählicher Friede abgeschlossen; so glaubte das Volk, und es hatte sich längst «in ganz Deutschland nur eine Stimme» erhoben: «Vaterland, Freiheit, Rache!»

Beide Parteien verhandelten mit Oesterreich und warben um seine Hilfe. Was plante dieses? Wie entschied es sich? Beabsichtigte es, sich erst je nach dem Ausgang der nächsten Kämpfe zu entschliessen, «gegen wen es seine Waffen wenden» wollte? — Wie eine Sphinx war die Zeit in diesen Wochen «des Fürchtens und Hoffens».

*

Wir wissen heute, was damals in Oesterreich vorging. Metternich sann über die Frage nach: Ist es möglich, Frankreich und Russland so kunstvoll gegeneinander auszuspielen, dass das europäische Gleichgewicht hergestellt wird, ohne dass Oesterreich militärisch einzugreifen braucht? Auf keinen Fall wollte er etwa den Zaren die Rolle übernehmen lassen, die bis dahin Napoleon gespielt hatte. Metternich konnte sich diesen Gegner von gestern und heute als den Verbündeten von morgen denken. Die militärische Parteinahme wusste sich Metternich schliesslich nicht zu ersparen. Es gelang ihm aber, die Dinge so zu lenken, das Oesterreich plötzlich auf dem Kontinent eine Schlüsselstellung erhielt und er, Metternich, die erste europäische Geige spielte. Das kam unter anderem darin zum Ausdruck, dass ein Oesterreicher, der Fürst Schwarzenberg, den Oberbefehl erlangte. Der Zar fand sich hiemit erst ab, nachdem Metternich mit dem Rücktritt Oesterreichs von der Koalition gedroht hatte. — Auch in einem allgemeinen Befreiungskampfe pflegen die beteiligten Staaten und Staatsmänner ihre Sonderinteressen nicht zu vergessen, und die Berechnungen setzen nicht selten früh, gefährlich früh, ein.

Die Losung der preussischen Patrioten lautete: Sieg oder Untergang! Stein insbesondere war entschlossen, den Kampf gegen die Fremdherrschaft, wenn nötig, «mit Stecken und Schleuder» zu führen. Wie musste es sein geradliniges Ungestüm enttäuschen, dass Metternich so lange gezögert und gezögert und gerechnet und gerechnet hatte! Soweit sich dieses sein Sinnen und Trachten auf die dauernde Sicherung des europäischen Gleichgewichtes bezogen hatte, war es indessen grundsätzlich gerechtfertigt. Man versteht auch, dass Metternich im Augenblick der vollendeten diplomatischen Vorbereitung triumphierend ausrief: «Ich habe ein grosses Werk begonnen; lange und sachte bin ich vorgeschritten; alle Kräfte mussten gesammelt, der Zeitpunkt abgewartet werden... Die Lebenskraft Napoleons ist gelähmt, das Riesengebäude in unaufhaltbarem Sinken. Wir gehen langsam, weil wir sicher gehen wollen; wir wollen kein Werk für den Augenblick, sondern eine gründliche Kur — keine heroischen, aber sichere Mittel.»

Elba. – Das retardierende Moment der hundert Tage. – Der endgültige Sturz Napoleons.

Die Verbündeten siegten im Oktober 1813 in der Völkerschlacht bei Leipzig über Napoleon, marschierten darauf in Frankreich ein und schlossen im Mai 1814 den ersten Frieden zu Paris. Napoleon hatte — nach einem Spottwort von Friedrich Perthes — viel Zeit gebraucht, «um auf grossen Umwegen von Korsika nach Elba zu kommen».

Im folgenden Frühjahr entwich er nach Frankreich und richtete hier — für hundert Tage — seine Herrschaft von neuem auf. Sollte das ganze Elend von vorn beginnen? In furchtbarem Hasse loderte Görres auf, mit einem Male sei er wieder in der alten Glorie und Herrlichkeit erstanden, der «Höllenfürst mit Prunk und Stärke angetan.» «Selbst in unserer Mitte wird er nicht ohne Anhang bleiben... Mit einer geheimen Schwerkraft sind alle unreinen Geister an ihn gekettet; sie trauerten und gingen in der Irre und hatten keine Haltung und keine Einheit, als er ferne war; nun er zurückgekommen, sind sie in Freude aufgegangen; aus allen Schlupfwinkeln und Löchern kriechen sie zusammen... Wem irgend eine Schlechtigkeit misslungen, eine Schelmerei umgeschlagen, der hofft auf ihn und wünscht ihn zurück; denn... er war der weitgebietende Kaiser aller Bosheit und Niedertracht auf Erden.» «Alles Schlechte bei uns wie auswärts steht im Dienste Napoleons und kämpft für seine Sache.»

«Hart ist das Werk», so fuhr Görres fort, «das der Zeit jetzt aufgegeben ist», nämlich «eine Räuberbande von fünfmal hunderttausend entschlossenen Menschen, von Häuptlingen geführt, die in aller Verruchtheit erwachsen sind, auszurotten. Deutsches Volk,... das sollst du fest ins Aug nehmen, wie die Sachen sich gestellt: *Frankreich geteilt*, oder *Frankreichs Ketten!* Die Bande muss ausgerottet sein, und alle ihre Höhlen müssen erbrochen werden; anders kann der künftige Landfrieden nicht bestehen.»

Schliesslich trat jene endgültige Wende ein, die jedermann kennt: Napoleon wurde besiegt.

Wie hatte Görres einst resigniert bemerkt? «Friede wird nicht, bevor nicht die ganze Generation, welche die Revolution gesehen hat, ausgerottet ist bis auf den letzten Mann.» Und Nicolovius in Berlin hatte wie Moses geklagt: «Ich bereite mich vor, im Glauben dahin zu fahren, ohne selbst die bessere Zeit anbrechen zu sehen, aber meine Kinder will ich derselben würdig machen.» Nun jubelte der gleiche Mann: «Ja, wir leben unter Gottes Wunder; was wir unsern Kindern mit kummervollem Herzen wünschten, aber niemals zuzusichern wagten, das haben wir selbst noch erlebt!»

In gewissen Kreisen teilte man die Bürger ein in solche, die sich bewährt und in solche, die sich nicht bewährt hatten. Es gab auch Glückliche, die von sich und andern erklären durften: «Jeder fühlt, wie er mehr getan hat, als er sich selbst zugetraut hätte.»

Vom Sinn der tyrannischen Epochen.

Es kann hier nicht mehr geschildert werden, wie jene Generation die geschichtliche Gestalt, die das ganze Zeitalter zu verkörpern und zu bewegen schien, gedeutet hat. Nur dies, Arndt hat, wie viele andere, gemeint, Napoleon habe alle Schwächen der menschlichen Natur hinterlistig belauert und sich mit ihnen verbündet. Aber er sei schliesslich daran gescheitert, dass die Zeit doch nicht so matt und elend war, als er geglaubt hatte. Und Friedrich Perthes legte dar, zwar habe Gott wirklich jenem dämonischen Menschen die Welt dahingegeben, aber so fuhr Perthes im Gegensatz zu Müller fort, «nicht damit sie sich ihm füge, sondern damit an der peinigenden Kraft des Bösen die erstorbene Kraft des Guten, wenn auch unter den entsetzlichsten Wehen von neuem geboren werde.»

Es wäre ein vermessenes und unerlaubtes Unterfangen, den tieferen Sinn von Gestalten und Zeiten wie diejenigen Napoleons in einer kurzen Stunde umreissen zu wollen. Nur das darf ausgesprochen werden: Wir irren uns nicht, wenn wir die uns zugekehrte Seite dieser Dinge als Aufforderung an uns auffassen, praktisch, mit der Tat zu beweisen, dass wir anders — grösser, sittlicher — sind als unsere gigantischen Verächter und Vergewaltiger vorausgesetzt haben.

Matthias Claudius

der «Wandsbecker Bote», 1740–1815.

Der Hinweis von Dr. Arnold Jaggi in seinem diesjährigen Vortrag an der Pestalozzifeier des Lehrervereins Bern-Stadt, der grosse Patriot, Buchhändler und Verleger Friedrich Perthes (1772 bis 1841), 1813 und 1814 einer der Leiter der Bewegung Hamburgs und Norddeutschlands zum Abschütteln des napoleonischen Joches, sei der Schwiegersohn von Matthias Claudius gewesen, hat mich veranlasst, wieder einmal im Werk, in den Briefen und in der Biographie des «Wandsbecker Boten» zu blättern. Aus dem flüchtigen Durchstöbern wurde schliesslich ein geruhsames Verweilen während einiger Mussestunden, und ich erfreute mich von neuem an der «beschaulichen Ruhe, der glücklichen Naivität und dem kindlich-frommen, schönen Gemüte», das aus dem Schriftwerk des treuen, warmherzigen Mannes spricht, der einige der schönsten deutschen Volkslieder gedichtet hat. Wer kennte sie nicht, sein «Abendlied», sein herrliches Motet «Der Mensch lebt und bestehet», sein Grablied auf den Vater «Ach, sie haben einen guten Mann begraben» oder seine heitern, schalkhaften Gedichte: «War einst ein Riese Goliath», — «Wenn jemand eine Reise tut», — «Ein Lied hinterm Ofen zu singen»!

In eine ganz andere Gedankenwelt führt uns sein weniger bekanntes «Kriegslied». Es ist Ausdruck eigenen Erlebens, erlebte er doch den siebenjährigen Krieg und flüchtete 1813 als hochbetagter Greis in die Emigration nach Lübeck, wo er ein Jahr hindurch kümmerlich lebte. Wohl hebt es mit der gläubig-frommen Bitte an: «O Gottes Engel, wehre und rede du darein» und schliesst in der ersten Strophe und am Schluss mit der erschütternden Abwehr: «Und ich begehre nicht schuld daran zu sein». Zwischen diesen, die zarte und — uns Leser von heute — oft etwas sentimental anmutende Wesensart des «Wandsbecker Boten» gut zeichnenden Worten, liegt ein durchaus modern anklingender, nüchterner und doch visionär geschauter Tatsachenbericht, der so gar nicht zu dem uns sonst bekannten Claudius hinweist.

Dass uns das realistisch geschaute Kriegsbild aufrüttle, wiederum uns zu besinnen gebe, wie gütig

das Schicksal uns bis dahin geführt und uns freudigen Willens finde zu helfen überall, wo « tausend, tausend Väter, Mütter, Bräute, so glücklich vor dem Krieg, nun alle elend, alle arme Leute » sind, ist der Wunsch, der uns nahe legte, das « Kriegslied » unserer heutigen Nummer voranzustellen.

P. F.

Aus dem Grossen Rat.

In seiner ausserordentlichen März-Session hat der Grosse Rat Beschlüsse gefasst, die die Schule und die Lehrerschaft interessieren. Schon im November 1931 wurde eine Motion angenommen, die den Regierungsrat einlud zu prüfen und dem Grossen Rat Bericht zu erstatten, wie die staatliche Unterstützung der *Kindergärten* in die Wege geleitet werden könnte. Der Berner Stadtpräsident, Grossrat Dr. Bärtschi, hat die Frage erneut aufgegriffen und die Regierung in einem Postulat gebeten, dem Ersuchen des Grossen Rates heute Folge zu geben und vorgängig der Berichterstattung über die Gesamtfrage einen bescheidenen Teuerungszuschuss an die in Bedrängnis geratenen Kindergärten in Aussicht zu nehmen. Der Finanzdirektor, als Sprecher des Regierungsrates, beantragte, in der Hauptsache aus finanziellen Gründen, Ablehnung des Postulates; doch hat der Rat nach eingehender Aussprache dem Antrag Bärtschi erfreulicherweise mit grossem Mehr zugestimmt. — Gestützt auf die Ergebnisse der letzten eidgenössischen Volkszählung hat der Bund die *Primarschulsubvention* zu Beginn dieses Jahres an die Kantone neu verteilt. Der Kanton Bern erhält dementsprechend einen Mehrbetrag von rund 30 000 Franken. Durch Revision des Dekretes vom 26. Februar 1931 über die Verwendung der Primarschulsubvention wurde durch einstimmigen Ratsbeschluss diese Summe auf die Dauer von vorläufig fünf Jahren der bernischen Lehrerversicherungskasse zugewiesen, als Beitrag für vorzeitige Pensionierungen. Mit diesem Beschluss erfüllte der Rat eine Forderung der Motion Cueni zur Bekämpfung der Stellenlosennot unter der Lehrerschaft und schuf die Grundlage, damit die bereits im Jahre 1931 mit Erfolg durchgeführte Aktion wiederholt und ältere, gesundheitlich angegriffene Lehrkräfte neuerdings frühzeitiger pensioniert werden können. Soviel uns bekannt, wird auch der Lehrerverein hier nicht zurückstehen und der Kantonalvorstand der kommenden Delegiertenversammlung beantragen, aus dem Fonds der liquidierten internen Ausgleichskasse einen namhaften Beitrag an die Lehrerversicherungskasse zu beschliessen. — Die *Teuerungszulagen-Dekrete* für die Lehrerschaft, das Staatspersonal und die Rentenbezüger der Lehrerversicherungskasse sowie der staatlichen Hilfskasse, bei denen die Sozialzulagen eine bedeutende Rolle spielen, wurden vom Rate sozusagen diskussionslos verabschiedet und angenommen. Es handelt sich um gegenseitige Verständigungsvorlagen zwischen dem Staat und den Personalverbänden. Sie belasten den Staat mit 7 Millionen Franken, doch darf dabei nicht unerwähnt bleiben, dass die in Betracht fallenden Lohnbezüger immer noch mehr als die Hälfte der verteuerten Lebenshaltung auf den eigenen Schultern zu tragen haben. Ueber Einzelheiten dieser für das Jahr 1943 geltenden Dekrete gibt das Amtliche Schulblatt vom 15. März Auskunft. In einem Postulate wurde der Regierungsrat eingeladen, die Frage der Einbeziehung der Teuerungszulagen des Staatspersonals und der Lehrerschaft in die Versicherung zu prüfen und dem Grossen Rate beförderlichst Bericht und Antrag zu stellen. — Schon im letzten Herbst war von der Regierung provisorisch die Stelle eines *kantonalen Oberexperten für das Turnwesen* nebst einer Anzahl Kreisexperten geschaffen worden. Regierungsrat und Staatswirtschaftskommission unterbreiteten nun dem Rate eine Vorlage auf definitive Schaffung dieses Oberexperten im Hauptamt. Doch von verschiedener Seite meldete sich die Opposition zum Wort, und es fehlte nicht viel, so wäre der bernische Oberexperte des grossrätlichen Segens endgültig verlustig gegangen. Die sachliche Kritik richtete sich keineswegs gegen die Person des bisherigen provisorischen Amtsinhabers, und gegen die Leistungsprüfungen und das Turnen hatte niemand etwas einzuwenden. Doch hätte man allgemein eine eingehende schriftliche Aufklärung über Bedeutung und Zweck dieser neuen Beamtung gewünscht, wie das bei allen wichtigen Vorlagen im Grossen Rate üblich ist, damit schon zum voraus jedem Missverständnis und Misstrauen gegenüber dem neuen Verwaltungsapparat der Boden entzogen gewesen wäre. Kollege Barben aus Spiez fand in äusserster Bedrängnis den einzig richtigen Weg, indem er in geschickter Weise den Rückweisungsantrag an die Regierung stellte, welchem Antrag der Rat schlussendlich mehrheitlich beipflichtete. Der Erziehungsdirektor gab die Erklärung ab, der Rat werde einen ausführlichen Bericht zugestellt erhalten, und man werde darnach trachten, den verschiedenen Einwänden gerecht zu werden. — Recht lebhaft gestaltete sich die Aussprache über das *Frauenstimmrecht* in der Gemeinde. So überzeugend sich die beiden Motionäre für ihre Sache eingesetzt hatten, die verehrten Kolleginnen müssen leider zur Notiz nehmen, dass die Motionen mit knappem Mehr vom Rate abgelehnt wurden. — In der Frage der *Altersversicherung* hat der Rat in namentlicher Abstimmung eine Initiative dem Volke zur Ablehnung empfohlen. Er zog jedoch eine Gesetzesnovelle in erste Beratung, die eine bescheidene aber wirksame Verbesserung der Altersfürsorge auf kantonalem Boden vorsieht. Zudem sollen in der Maisession durch eine einheitliche Willenskundgebung des bernischen Grossen Rates die eidgenössischen Behörden ersucht werden, die eidgenössische Altersversicherung so rasch wie möglich zu realisieren. *C.*

Beratung des BLV für stellenlose Lehrkräfte.

1. Die Sprechstunden in der Schulwarte fallen wegen Abwesenheit im Militärdienst bis Ende April aus. Zuschriften an: H. Balmer, Seminarlehrer, Hofwil. (Die Post wird mir zugestellt und beantwortet.)

2. Wir machen Lehrer und Lehrerinnen aufmerksam auf den im Frühjahr beginnenden Kurs für medizinische Gymnastik und Massage (siehe Ausschreibung im Berner Schulblatt Nr. 50 und 51), durchgeführt von der Berufsschule des Inselspitals. Dauer 2 Jahre, Kursgeld Fr. 500 pro Jahr. Dazu kommt noch Kost und Logis für die ganze Zeit. Abschluss mit Berufsdiplom.

Auskunft und Reglement durch die Beratungsstelle des BLV. *H. Balmer.*

† Dr. Hans Flückiger

Gymnasiallehrer in Bern.

Am 15. Februar durfte Dr. Hans Flückiger, Gymnasiallehrer in Bern, im Sanatorium « Lebendige Kraft » in Zürich, wo er Heilung von seinem Herzleiden suchte, zur ewigen Ruhe eingehen. Da er in seiner Heimat beerdigt zu sein wünschte, haben wir seine sterblichen Ueberreste auf dem Friedhof zu Dürrenroth der geweihten Erde übergeben. An der Trauerfeier, die wegen Renovation der Marienkirche in das Schulhaus verlegt werden musste, zeichnete Herr Pfarrer Ed. Streuli das Lebensbild des Verblichenen, der auf dem Bauerngut Huben aufgewachsen ist, die gemischte Schule in Hubbach besucht hat und in der 34. Promotion des Seminars Muristalden das Rüstzeug für seinen spätern Beruf erhielt. Nach der Patentierung im Herbst 1895 amtete Hans Flückiger zuerst an der Schule Neuligen und dann im burgerlichen Knabenwaisenhaus in der Hauptstadt. Dann erwarb er sich das Sekundarlehrerpatent, den Doktorgrad und das Diplom für das höhere Lehramt. Im Jahr 1909 fand der Verblichene eine Lehrstelle am Progymnasium und 1918 wurde er zum Nachfolger Prof. Dr. Bentelis für Darstellende Geometrie und Zeichnen an der Realabteilung des Städtischen Gymnasiums gewählt. Durch seinen klaren und gründlichen Unterricht und sein verständnisvolles Mitgehen auch mit den Schülern, die sich nicht besonders gern mit schweren Problemen abgaben, wusste er sich die Wertschätzung und Zuneigung der ihm anvertrauten Jugend in hohem Grade zu erringen. Alle freie Zeit verwendete er darauf, ein grundlegendes Werk über die darstellende Geometrie zu schaffen. Kurz vor dem Tode konnte das Werk dem Druck übergeben werden. Den letzten Gruss der Seminarkollegen entbot alt Direktor E. Nyffeler in Hünibach, während Seminardirektor Dr. F. Burri dem Verstorbenen die je und je bewiesene Mithilfe und Gebefreudigkeit gegenüber der Bildungsanstalt verdankte. Ein erblindeter Schulkamerad erinnerte auf der alten Orgel mit einfachen Liedchen an entschwundene Jugendjahre. Unter den vielen Kollegen und Freunden befand sich auch alt Lehrer Gygli, der den aufgeweckten Hans zum Eintritt ins Seminar vorbereitet hat.

Still ist der vor zwei Jahren erkrankte Dr. Flückiger von uns gegangen. Wir werden ihm ein ehrendes und dankbares Andenken bewahren. *-er.*

Aus dem Bernischen Lehrerverein.

Lehrerverein Bern-Stadt. *Aus dem Jugendschriftenausschuss.* Der stadtbernische Jugensdchriftenausschuss hörte in seiner letzten Sitzung ein Referat von Herrn *Zerbe*, dem Lehrer des typographischen Faches an der Berner Gewerbeschule, über das Thema « *Die typographische Ausstattung des guten Jugendbuches* » an. Der Vortragende schöpfte aus dem Vollen, und er verstand es ausgezeichnet, seinen interessierten Zuhörern einen Ueberblick über die Aufgaben und Probleme der Buchdruckerkunst — insofern sie eine Kunst und nicht bloss ein Handwerk sein will — zu vermitteln. An guten und schlechten Beispielen zeigte uns Herr Zerbe, wie der Bucheingang, die Kapiteleingänge und -schlüsse, der Satzspiegel die Placierung der Illustrationen usw. zu gestalten ist. Aber schon die Wahl der Typen ist wichtig, wenn Form und Inhalt in harmonische Uebereinstimmung gebracht werden sollen. Als pikante Ueberraschung wirkte auf uns Jugendschriftler die Tatsache, dass der Vortragende fast alle Fehler, die eine Druckschrift aufweisen kann, an einem berühmten schweizerischen Jugendbuch demonstrieren konnte. Die dafür verantwortliche Offizin sei aus Höflichkeit nicht genannt. Wir vom Ausschuss merkten uns aber die Winke. Wir werden künftig auch der Arbeit des Buchgestalters Beachtung schenken, die am Erfolg eines Buches keinen geringen Anteil hat. Herr Zerbe aber sei für seine interessanten Ausführungen warm bedankt. *H. B.*

Verschiedenes.

Ausstellung Christian Baumgartner. Die Erben-Gemeinschaft stellt vom 20. März an Aquarelle aus dem Nachlass Christian Baumgartners aus in der Kunsthandlung F. Christen, Amthausgasse, Bern. Eine Besprechung folgt in der nächsten Nummer. *P. F.*

Schultheater in der Berner Schulwarte. Als Beitrag der Jugend zur Veranstaltung « Volk und Theater » bringt die Schulwarte Freitag und Samstag den 26. und 27. März, 20 Uhr, zwei Theaterstücke zur Aufführung: « *Sechse kommen durch die ganze Welt* », ein Märchenspiel von Fridolin Hefti und « *Das Puppenspiel von Dr. Faust* » aus alten Volksspielen zusammengestellt von Rudolf Witschi. Es spielen zwei Klassen des Städtischen Progymnasiums unter Leitung ihres Lehrers, Dr. Rudolf Witschi, der zur Einführung einige Worte sprechen wird. Das Puppentheater wurde von Walter Simon, Zeichnungslehrer, gezimmert. Unter seiner Leitung verfertigten die Schüler auch die Kulissen und Aussendekorationen. Der Reinertrag fällt der Kinder- und Flüchtlingshilfe zu.

Schaffung von Schulgärten im Berner Oberland. Die Volkswirtschaftskammer des Berner Oberlandes ist gegenwärtig mit der Anlage von Schulgärten beschäftigt. Der Gedanke findet die volle Unterstützung der kantonalen Erziehungsdirektion. Durch Rundschreiben mit Fragebogen werden bei den oberländischen Schulbehörden Erhebungen gemacht, und es ist zu erwarten, dass sich Lehrerschaft und Schulkommissionen zahlreich in den Dienst der guten Sache stellen werden. Die Schulgartenbewegung soll in erster Linie dem Anbauwerk, der vermehrten Selbstversorgung und besseren Ernährungsweise der Bergbevölkerung dienen; doch wohnt ihr auch ein grossere erzieherischer Wert inne. *M. Z.*

Ferienheim Magglingen. Da im Stadtgebiet von Biel keine Jugendherberge mehr besteht, so seien Lehrer und Lehrerinnen, die ihren Schützlingen die mannigfachen Schönheiten des Jura auf einer Wanderfahrt zu zeigen gedenken, auf eine andere Gelegenheit zu Mittagsrast und Nachtlagerbezug aufmerksam gemacht.

In Magglingen, 15 Minuten ob der Seilbahnstation, steht inmitten von buschumgebenen Spielplätzen das Heim der Kinderfreunde, das einzelnen Schulklassen genügend Platz bietet zum Uebernachten (Mädchen auf Matratzen, Knaben auf Strohlager). Auf Wunsch wird Suppe und Tee gekocht und billig abgegeben. Die Seilbahnen nach Leubringen und Magglingen hinauf befördern die Schulen zu sehr niedrigem Tarif.

Nähere Auskunft erteilt der Präsident A. Hofer, alt Lehrer, Salzhausstrasse 14, Biel.

Früher Spinat! Als eines der dankbarsten Frühgemüse muss unbedingt der Spinat betrachtet werden. Sobald die Erde etwas abgetrocknet ist, kann eine erste Aussaat erfolgen, in der Regel schon Ende März. Die Reihensaat ist unbedingt vorzuziehen und es bedarf auf den Laufmeter Furche höchstens 1 Gramm. Vor allen Dingen achte man darauf, dass jeder Sämling genügend Raum zur Entwicklung bekommt. Die Saatreihen werden nur leicht mit Erde bedeckt und hierauf gehörig durchfeuchtet. Ein Festklopfen ist nicht notwendig. Sobald die Reihen sichtbar sind, sollen die Zwischenräume flach durchgehackt werden, wobei man nicht versäumen sollte, auf den Laufmeter eine kleine Hand voll Lonza Volldünger oder Nitrophosphatkali zu verabreichen und leicht einzuhacken. Nach 5—6 Wochen kann der erste Schnitt erfolgen, wobei man nicht nur die grossen Randblätter abzupfen sollte. Sofort nach dem ersten Schnitt sollen die Spinatreihen wieder durchgehackt und nochmals mit einer Kleinigkeit der bereits erwähnten Dünger unstersützt werden. Bei trockenem Wetter wird man diese in gelöster Form verabreichen.

Le bureau international d'éducation pendant la guerre.

Par le prof. *P. Rossellò*, directeur-adjoint du Bureau international d'Education, Genève.

Tout le monde connaît les institutions internationales — la Société des Nations et le Bureau international du Travail en tête — nées à la suite de la conflagration de 1914. Mais peu de personnes savent que sans la guerre de 1914, il aurait existé un grand Bureau international d'Education. Deux ans plus tôt, en 1912, une éducatrice américaine, Mrs. Fannie Fern Andrews, avait intéressé le Gouvernement de Washington à l'idée d'une Conférence internationale de l'Education. Le Gouvernement américain avait à son tour suggéré au Gouvernement des Pays-Bas de convoquer cette conférence dont la date d'ouverture avait été fixée pour le mois de septembre 1914. Il suffit de se rappeler les graves événements qui se déclenchèrent pendant l'été de cette même année pour en déduire que la conférence ne put pas se réunir.

On était en droit de compter sur la paix de 1918 pour réparer les conséquences imprévues que les coups de feu de Sarajevo avaient eues dans le domaine éducatif. Mais, vous chercheriez en vain dans le Pacte de la Société des Nations le mot « éducation ». Le Covenant prévoyait la collaboration internationale dans le domaine politique, social, économique, financier, humanitaire, de la protection de la femme et des enfants, de l'hygiène, etc. Par contre, l'éducation était nettement passée sous silence.

Persuadé que, même avec des moyens modestes, un essai avait des chances de réussir, un Comité d'initiative décida de créer en 1925, à Genève, un Bureau international d'Education privé.

La collaboration internationale en matière d'éducation était décidément une idée force. Il suffit de lui prêter un corps, si modeste soit-il, pour la voir prospérer.

Il faut reconnaître que les conjonctures étaient les plus favorables. Genève et la Suisse constituaient une excellente serre chaude pour tenter cette expérience.

L'absence d'intérêts politiques de la Confédération, la vieille et solide tradition pédagogique de la Suisse, la collaboration de savants genevois universellement connus dans le monde des sciences de l'éducation, autant de facteurs qui devaient éveiller la sympathie des éducateurs et le concours des autorités scolaires des différents pays.

Toutefois, ce succès initial devait mettre en relief la disproportion existant entre les modestes ressources du Bureau et les ambitions de son programme.

Une reconstitution juridique s'imposait. Trois ans après, le 25 juillet 1929, avait lieu au Département de l'Instruction publique de Genève la signature du nouveau statut par les trois Gouvernements fondateurs: la Suisse, l'Equateur et la Pologne. La malchance et l'oubli dont l'éducation avait été victime étaient donc réparés. Tout au moins sur le papier. Car si le Bureau était devenu une institution intergouvernementale, les Gouvernements n'étaient pas encore là.

Le miracle a fini pourtant par se réaliser.

Dix ans plus tard, en 1939, à la veille de la guerre, le Conseil du Bureau était formé de 17 Gouvernements et la Conférence internationale de l'Instruction publique convoquée par le Bureau en juillet de la même année avait réuni les représentants de 40 Etats.

A noter que, parmi ceux-ci se trouvaient toutes les « grandes puissances » sans exception.

Disons en passant que, contrairement à celles du Travail et quoiqu'ayant le même caractère gouvernemental, ces Conférences ne votaient pas de conventions, mais des recommandations. En tant que pédagogues, nous avions l'impression que, même sur le terrain diplomatique, une suggestion vaut parfois mieux qu'une imposition.

Du point de vue des résultats obtenus par le Secrétariat, le bilan n'est pas moins encourageant. Le Bureau étant neutre en matière politique, philosophique ou religieuse, on peut comparer son travail à celui d'un photographe. Son rôle est de fournir des « photographies » aussi exactes que possibles de la réalité scolaire mondiale.

Des photographies trimestrielles tout d'abord. Tous les trois mois, le Bureau international d'Education brosse, au moyen de son Bulletin, un tableau des principaux faits, des principales innovations introduites à travers le monde dans le domaine de l'éducation.

Des photographies annuelles après. A la fin de chaque exercice scolaire, les Ministères de l'Instruction publique envoyaient à Genève un rapport sur les progrès scolaires dans leurs pays respectifs. Ces rapports, accompagnés de statistiques, étaient reproduits dans l'Annuaire international de l'Education et de l'Enseignement après avoir été discutés au sein de la Conférence de l'Instruction publique.

Des photographies partielles enfin, portant sur un aspect déterminé du champ pédagogique: enseignement du latin et du grec, rétribution du personnel enseignant, organisation de l'enseignement rural; et je ne fais que citer quelques titres parmi les enquêtes qui ont fourni les matériaux pour la rédaction des 80 volumes de pédagogie comparée parus dans la collection des publications du Bureau.

A côté de ce travail de recherches et d'information, le Bureau s'est efforcé de recueillir et de centraliser à Genève la documentation pédagogique publiée en Suisse et à l'étranger.

En 17 ans il a réussi à constituter ainsi une bibliothèque de plus de 40 000 volumes portant sur l'éducation et à former des collections uniques dans le monde, telles que celles de législation scolaire, de manuels et de livres pour enfants.

Peu de temps avant la guerre, nous avons inauguré l'Exposition permanente de l'Instruction publique du Bureau. Le transfert de celui-ci à l'ancien Secrétariat de la Société des Nations, au Quai Wilson, avait favorisé la réalisation de cette idée.

C'est ce capital, modeste si on le compare à celui d'autres institutions internationales, grand si l'on tient compte des sacrifices exigés, que nous avions à défendre au moment du déclenchement des hostilités.

Le dimanche 3 septembre 1939, deux heures après avoir appris par la radio la déclaration de guerre, la Direction, à la tête de laquelle se trouve le professeur Jean Piaget, décidait de proposer au Conseil: 1° de con-

tinuer l'œuvre du Bureau, 2° de poursuivre les activités techniques de celui-ci, 3° d'entreprendre une activité de guerre en collaboration avec les institutions humanitaires genevoises.

La première guerre mondiale avait fait avorter l'organisation mondiale de l'éducation. Nous devions empêcher que la seconde vînt la détruire.

Mais il ne suffisait pas de vouloir vivre, il fallait en trouver les moyens.

Les moyens juridiques d'abord. Malgré son caractère apolitique, le Bureau réunissait dans son sein des Gouvernements ennemis décidés à lutter sur tous les terrains. Dans l'impossibilité de les réunir autour de la même table, les pouvoirs du Conseil furent confiés à un Comité de Gestion formé par les représentants des puissances non-belligérantes et présidé par le délégué du Gouvernement fédéral suisse, M. Adrien Lachenal. Deux ans et demi de pratique ont démontré le bien fondé de cette formule; elle a évité au Bureau des conflits d'ordre diplomatique qui auraient été mortels pour cette institution.

L'existence juridique du Bureau était assurée. En serait-il de même de sa situation financière? Les principales ressources provenant des cotisations des Gouvernements membres, on s'explique aisément les appréhensions de la Trésorerie. Elle mettait tout son espoir dans les pays qui ne seraient pas atteints directement par la tourmente. Nous devons nous excuser aujourd'hui d'avoir sousestimé le degré d'attachement des pays membres, dont quelques-uns ont payé à la guerre de si durs tributs. Malgré leurs tragiques épreuves, ils ont tenu à s'acquitter de leurs obligations financières envers le Bureau.

Mais la collaboration juridique et la collaboration financière, si indispensables fussent-elles, ne garantissaient au Bureau que son existence matérielle. Elles ne pouvaient lui faire vivre « toute sa vie ».

Pour cela, la collaboration technique des Ministères de l'Instruction publique, le contact direct avec eux, étaient nécessaires.

Nous l'avons obtenu aussi. Ce qui nous a permis, malgré les difficultés soulevées par la guerre, de mener à bien les enquêtes commencées et même d'en entreprendre de nouvelles. Organisation des bibliothèques scolaires, éducation physique dans l'enseignement primaire et secondaire, enseignement ménager, enseignement de l'hygiène, enseignement des travaux manuels, autant d'études finies ou en cours auxquelles ont collaboré, depuis le début des hostilités, les Ministères de l'Instruction publique de plus de 40 pays.

Le Bulletin trimestriel a pu continuer à remplir son rôle. Il est devenu même l'unique trait d'union entre les administrations scolaires et les éducateurs des divers continents.

J'ai laissé pour la fin l'activité de guerre. Situé au cœur de l'Europe, ayant son siège dans une ville dont la renommée humanitaire égale sa renommée pédagogique, le Bureau ne pouvait pas rester indifférent devant toutes les misères qui s'accumulaient autour de lui.

Au lieu de s'enfermer dans la tour d'ivoire de la science, il s'est fait un devoir d'entreprendre une œuvre humanitaire s'accordant avec la mission éducative qui constitue sa raison d'être.

Tâcher de maintenir vivant chez les prisonniers de guerre l'intérêt pour les choses de l'esprit, procurer à certains les moyens de continuer leurs études, à d'autres la possibilité de perfectionner leur préparation professionnelle théorique, les aider tous à supporter l'épreuve de leur longue captivité, voilà le but que le Bureau s'est assigné.

S'inspirant de l'activité déployée en 1915—1920 par l'« Œuvre universitaire suisse des étudiants prisonniers de guerre », le Service d'aide intellectuelle aux prisonniers de guerre du Bureau a envoyé jusqu'ici aux Universités de captivité et aux bibliothèques des camps 320 000 volumes scientifiques et littéraires pour une valeur de près d'un million de francs suisses.

Cette œuvre a pu être réalisée grâce aux subventions de plusieurs Gouvernements, à la générosité des universités, des membres du corps enseignant, des associations professionnelles et grâce à la vente des timbres pour prisonniers de guerre émis par le Bureau.

Dans les articles parus sur le Bureau international d'Education ces derniers temps, on met en relief, contrairement à ce qui est arrivé à d'autres organisations intergouvernementales plus puissantes, le fait que le Bureau a conservé tous ses gouvernements membres.

Seule une série de circonstances favorables ont pu permettre un tel état de choses.

La modestie de notre œuvre tout d'abord. La tourmente gronde toujours plus fort sur les cimes. Le chêne est arraché là où un arbrisseau résiste.

La scrupulosité avec laquelle le Bureau s'en est tenu depuis sa fondation à son principe apolitique. On peut se demander ce qui serait arrivé si l'organisation internationale de l'éducation n'avait pas eu une existence juridique indépendante des organisations intergouvernementales politiques à Genève.

L'entreprise d'une activité humanitaire a exercé une heureuse influence sur le moral du personnel. Il ne faut pas oublier que les événements internationaux résonnent avec plus d'intensité au sein d'une organisation internationale que dans une administration nationale ou dans une entreprise privée. Chercher d'une manière tangible à soulager de plus malheureux que nous, nous a aidé à surmonter les heures de doute et de défaillance.

Mais tous ces facteurs eussent été inopérants si nous n'avions senti, dès le premier jour et chez tous les Gouvernements, comme un secret désir d'épargner à notre œuvre d'éducation les destructions provoquées par cette guerre.

Fait ayant peut-être une portée symbolique devant lequel on ne saurait rester indifférent.

Lorsqu'après la guerre il faudra s'atteler à la tâche de la reconstruction, la collaboration internationale sera nécessaire dans un plus grand nombre de domaines encore qu'en 1918.

L'éducation ne fera pas exception. Souhaitons que ce jour-là, l'instrument de cette collaboration se trouve intact, prêt à rendre les services que l'on attend de lui.

Collègues, instituteurs et institutrices! Faites partie de la Caisse-maladie des Instituteurs suisses. Les statuts et formulaires sont obtenus, sur demande, du Secrétariat à Berne ou à Zurich.

Revue des faits.

Le Dr René Allendy, † 1942.

Il y a quelques années, un collègue ami des livres me prêtait un numéro spécial du « Crapouillot » consacré à « La sexualité » et dont l'auteur était un certain Dr Allendy. C'était la première fois que je voyais ce nom... et j'avouerai que la lecture de l'ouvrage en question — encore qu'il contînt des chapitres fort intéressants et qu'il traitât certains sujets avec une compréhension peu commune — me laissa assez froid. Si l'on m'avait dit, alors, que l'auteur de « La sexualité » écrirait, en 1942, un volume de « solutions pédagogiques »: « L'enfance méconnue », j'en aurais été bien étonné, pour ne pas dire plus. Tout arrive. « L'enfance méconnue » a vu le jour, l'an dernier, aux Editions du Mont-Blanc, à Genève, pour le compte de la Collection « Action et Pensée » que dirigent MM. Charles Baudouin et Jean Desplanque. Coïncidence curieuse: peu de jours avant la publication de son ouvrage, M. René Allendy mourait à Montpellier, le 12 juillet dernier.

Ce décès a passé presque inaperçu; rares sont les journaux qui consacrèrent alors quelques lignes au défunt. Leur excuse est simple: le Dr Allendy, bien qu'il fût l'auteur d'une vingtaine de volumes, était un modeste et un méconnu. Il mérite cependant, puisqu'il s'est penché avec sympathie sur l'enfance, quelques mots de souvenir dans notre organe pédagogique. Résumons donc en quelques phrases, la vie et l'œuvre de cet homme de bien, de ce « grand homme » comme l'appelle M. Jean Desplanque, dans le dernier numéro d'« Action et Pensée », l'excellente revue genevoise de psychagogie. Nous puiserons d'ailleurs nos renseignements biographiques pour cet article dans les pages de M. Desplanque, lequel fut un ami du Dr Allendy. Aussi bien les dictionnaires sont-ils muets sur la personne de notre auteur.

René Allendy commença ses études à Paris, au Collège des Pères de l'Avenue Beau-Séjour. Dès son enfance, le garçonnet, souvent malade, montra un penchant accusé pour la méditation. Il collectionnait aussi les flacons, car son rêve était de devenir pharmacien. La politique anti-cléricale de la France ayant amené la fermeture de son collège, le jeune René acheva ses études au Lycée Janson de Sailly. Ce fut ensuite l'Ecole de Médecine, le doctorat, puis le mariage. Vint 1914. Blessé au front, où il faisait son devoir en qualité d'aide-major, il est évacué à Thonon. Les médecins, ses confrères, le condamnent. Lui, il « veut » guérir. En révolté, il veut braver la destinée. Ses études l'ont conduit à approfondir les doctrines hermétiques et les théories les plus récentes de l'école de Montpellier. Il est, de plus, un partisan convaincu de la prédominance du psychisme sur le « physique ». Ayant donc décidé de guérir, il guérit. Résultat: vingt-cinq années de vie intense, de luttes, d'acharnement combatif pour le Bien. Son but? Faire du court passage de l'homme ici-bas une période aussi douce que possible; le libérer aussi de toutes les vaines craintes, de tous les mensonges et de tout ce qui peut le troubler dans son désir, dans son espérance d'infini. Pareil programme devait forcément faire de son auteur un isolé. Tant pis. Allendy poursuit sa tâche sans aucune faiblesse. Indépendant, charitable, plein d'amour pour l'humanité égarée, il devient homéopathe puis psychanaliste avec l'ardent désir d'épurer et de réviser. Les chemins battus ne sont pas son fait, c'est pourquoi ses œuvres provoquent souvent de véritables révolutions. On le combat... mais on l'admire. N'est-ce pas le propre des hommes de valeur? Pendant 25 ans, il travaille, enseignant, guérissant, écrivant; il préside aux destinées de la Société d'Homéopathie, collabore à celle de Psychanalyse... sans être toujours d'accord avec Freud! Son labeur écrasant devait avoir raison de sa constitution déjà affaiblie. Et puis la guerre, la défaite de son pays, sans compter de nouvelles attaques à ses travaux et à ses convictions, allaient lui porter un coup douloureux, dont il ne devait pas se relever. Sa belle et courte vie fut caractérisée éloquemment par son ami, M. Desplanque, en ces quelques phrases que je lui emprunte: « Il fut médecin, mais revisa les acquisitions de son art. Il fut amené à la psychologie et à la psychanalyse, mais les voulait épurées. Il fut philosophe enfin, mais tenta de réduire aux disciplines de la connaissance ce qui avait été abandonné aux intuitions. »

Il est difficile, pour ne pas dire impossible, de résumer son dernier ouvrage: « L'enfance méconnue ». Il est composé d'une vingtaine de chapitres qui forment chacun une sorte de synthèse des connaissances pédagogiques et sociales de l'heure. Aucun verbiage, rien de « délayé », mais des phrases simples, des idées claires, nettes, qui démontrent la profonde compréhension du cœur... et du corps de l'enfant. La pédagogie — pour M. Allendy — ne doit pas être cette sorte de dressage systématique destiné tout bonnement à « entraîner les enfants aux usages des adultes, à leurs disciplines sociales, intellectuelles, éthiques et autres ». Non. La naissance de l'enfant constitue un fait biologique. Ce fait, banal en soi, n'en pose pas moins des problèmes nombreux. Le plus important de tous est l'adaptation réciproque. C'est ce principe de réciprocité que l'auteur a mis à la base de son ouvrage. Car, est-il juste, en effet, que l'enfant doive acquérir son développement dans un milieu adulte? Il est nécessaire que ce milieu se transforme, c'est-à-dire que les grandes personnes fassent des concessions et surtout qu'elles consentent à accepter les responsabilités qu'elles ont encouru par le seul fait qu'elles ont procréé.

Pour notre auteur encore, « le centre des problèmes pédagogiques se situe sur le plan affectif ». De plus, « les actions et réactions dans ce domaine procèdent en grande partie de facteurs inconscients ou jouent perpétuellement en bordure de ces ténèbres ».

C'est donc essentiellement les sentiments des enfants à l'égard de leurs parents, l'attitude des parents envers leurs enfants que M. Allendy s'est donné pour tâche d'étudier. Les problèmes qui résultent de ces sentiments et de ces attitudes, aussi bien en famille qu'à l'école et dans la vie sociale, forment les premiers chapitres de son ouvrage. L'auteur passe en revue, ensuite, les diverses perversions de l'enfant: la paresse, le mensonge, le vol, la méchanceté, le vice, la bouderie, la timidité, la peur, la dissipation, la turbulence, et j'en passe. Il termine en donnant des « principes généraux d'éducation » et en préconisant des « mesures collectives » propres à améliorer le « rendement » scolaire... et humain. Je ne résiste pas, pour terminer ce bref aperçu, au plaisir de vous donner quelques idées du Dr Allendy:

« Les méthodes pédagogiques s'inspirent de la manière dont les éducateurs comprennent les défauts de l'enfant et les forces psychologiques qui le mènent. Ceux qui ne comprennent rien et qui se laissent guider par leur seul instinct opposent à l'enfant les inhibitions et les impératifs auxquels eux-mêmes obéissent sans les comprendre ou involontairement. Ils apportent à cette opposition toute la rigidité, toute l'intransigeance de l'inconscient. Cette manière d'agir est de beaucoup la plus répandue et ne peut que reproduire, chez l'enfant, en les agrandissant, les défauts et les névroses des éducateurs. Les préjugés des parents deviennent des obsessions chez leur progéniture, leurs préoccupations des phobies... »

« Les procédés négatifs (contrainte, peur, honte) doivent être proscrits dans tous les cas. Ils ne peuvent qu'augmenter dangereusement la tension et provoquer des désordres... »

« Les appels à la raison, à la volonté, sont pratiquement absurdes. On n'a jamais vu raison ni volonté triompher d'un défaut de caractère. Sans doute, les appels réitérés peuvent déterminer des réflexes conditionnés mais, chose remarquable, c'est seulement dans la mesure où leur effet devient automatique, donc involontaire, que leur efficacité apparaît...»

« La valeur d'une méthode pédagogique ne doit pas être jugée par ses effets immédiats chez l'enfant (même s'ils paraissent très satisfaisants), mais surtout par ses effets ultérieurs dans la vie adulte, lesquels peuvent se montrer différents. »

« Une méthode de rapidité ne conduit à aucun résultat positif mais est susceptible d'entraîner des troubles morbides. »

« Il faut supprimer les sentiments d'insatisfaction, d'infériorité et de culpabilité...» et « s'ingénier à fournir des occasions valables de satisfaction, de succès, de mérite. »

« Il faut policer et socialiser le défaut, car on ne saurait supprimer simplement la tendance profonde qui l'anime. »

« La tâche pédagogique est une lourde dépense de patience, de bonté, d'attention, et la majorité des éducateurs sera toujours portée à préférer la méthode plus expéditive du « coup de pied dans le derrière ». Pourtant il faut dire qu'en négligeant le côté affectif, il est impossible de faire du bon travail pédagogique, c'est-à-dire un travail profitable à l'avenir de l'enfant, à ce que sera sa vie d'adulte. » *H. D.*

Nécrologie.

† Francis Cattin, 1877—1943.

Mardi après-midi, 16 mars, par une radieuse journée printanière, nous avons conduit à sa dernière demeure notre regretté collègue Francis Cattin, ancien maître au Progymnase français. Il avait été enlevé inopinément à la suite d'une opération qui paraissait bénigne. De nombreux amis, ainsi que la Chorale dont il avait fait partie jusqu'à sa dernière heure, accompagnaient le funèbre cortège.

Francis Cattin était de la série de 1899. Né aux Breuleux où son père possédait un petit atelier de boîtier, il était entré à l'Ecole normale avec un peu de retard. Il se destinait en effet à l'horlogerie, et c'est un simple hasard qui le fit entrer dans l'enseignement. La commune de Muriaux s'étant trouvée d'un jour à l'autre sans instituteur, il fut sollicité d'y aller faire la classe en attendant une nouvelle nomination. (On ne connaissait pas en ce temps-là la pléthore d'aujourd'hui.) Il faut croire que l'essai fut pour lui concluant et qu'il possédait des dispositions réelles pour l'enseignement, car, au printemps suivant, il entrait à l'Ecole normale. Sa carrière pédagogique fut assez mouvementée au début. Il remplaça au Bémont et à Saignelégier, suivit des cours à Berne et à Lausanne, fit des séjours répétés en Angleterre et en Italie et obtint son brevet secondaire. Il enseigna d'abord dans des institutions privées, à Lucerne et à Rolle, puis fut nommé à Ragaz où il demeura deux ans.

C'est en 1909 qu'il entra au Progymnase de Bienne. Il y enseigna l'anglais et le français. Il donna aussi des leçons très appréciées au Cours des commerçants. Ce fut un maître dévoué, aimant beaucoup ses élèves. Il était servi par une mémoire étonnante et gardait le souvenir le plus précis des jeunes gens qui avaient fréquenté ses cours. Il était polyglotte, étymologiste, musicien et poète. Surtout c'était un charmant compagnon, toujours spirituel et souriant. Mais il n'y avait aucune frivolité dans son enjouement. Bien souvent il fit preuve de courage, et les épreuves qui ne lui manquèrent pas, le trouvèrent toujours prêt à la lutte.

Il avait obtenu sa retraite il y a deux ans, après trente-deux années d'activité dans notre ville. Il se voua depuis à sa famille qu'il a tendrement aimée, à son jardin, à ses livres, à sa chère Chorale. C'était un plaisir de le rencontrer en ville et de faire avec lui un brin de causerie, car il avait gardé toutes ses brillantes facultés intellectuelles.

Francis Cattin a participé activement à la vie publique. Il fut en particulier président des Assemblées paroissiales de l'église catholique.

Au cimetière, M. Emile Vaucher, maître au Progymnase, retraça la carrière du défunt et rendit à sa mémoire, en termes excellents, un bel et émouvant hommage. Un membre de la Chorale invoqua le chanteur remarquable, le camarade dévoué. Francis Cattin comptait 46 années de présence dans les sociétés chorales, et il avait reçu les médailles jurassienne, cantonale et fédérale.

C'est un excellent citoyen qui s'en va, un bon maître, un ami fidèle, un père aimé. Nous présentons à sa famille si douloureusement frappée dans son affection nos sincères condoléances. *G. B.*

Divers.

La Radio à l'école. Il y a ce printemps 10 ans que les écoles de la Suisse romande pouvaient entendre la première émission radiophonique préparée à leur intention. La Commission régionale romande des émissions radioscolaires publie à cette occasion un numéro spécial de « La Radio scolaire », dont voici le sommaire:

La radiodiffusion scolaire en Suisse romande; 1933—1943, par M. *Louis Jaccard* — *Quelques témoignages*. Ce que pensent des émissions radioscolaires romandes... — *Quelques personnalités* qui ont collaboré aux émissions radioscolaires de 1933 à 1943. — Comment s'élabore une émission radioscolaire. — Les manifestations du Xe anniversaire. Concours. Puis le programme des émissions radioscolaires jusqu'au 5 mai:

Mercredi 21 avril, à 9 h. 15: *Les Martyrs du Pôle Nord*, par M. Jean Gabus.

Mercredi 28 avril, à 9 h. 15: *Erreurs et préjugés à l'égard* de certains animaux. Causeries par M. Charles Cornaz, secrétaire au Département de l'Instruction publique de Neuchâtel.

Mercredi 5 mai, à 9 h. 15: *Piano ou clavecin.* Causerie-audition, par Madame Isabelle Nef, pianiste et claveciniste, et M. René Dovaz, directeur de l'Ecole supérieure des jeunes filles à Genève.

Une série de manifestations marqueront le Xe anniversaire des émissions radioscolaires en Suisse romande, nous l'avons vu plus haut. Il ne s'agit évidemment pas de manifestations purement spectaculaires qui seraient en opposition avec l'esprit même des émissions radioscolaires, mais bien plutôt de *démonstrations publiques et gratuites* montrant l'effort qui préside à l'élaboration de ces émissions. C'est dans ce sens que seront organisées des séances à Lausanne, Neuchâtel, Genève, Yverdon, Montreux, La Chaux-de-Fonds, Bienne, Porrentruy, Saint-Maurice et Sion. Le programme détaillé de ces séances ne peut être donné ici, pas plus que les dates définitives. Ces renseignements seront donnés ultérieurement par la voie du micro.

Nous engageons vivement les instituteurs et les parents à abonner leurs élèves et leurs enfants aux « Feuillets de documentation », édités par la Commission régionale romande des émissions radioscolaires. Il suffit, pour être abonné, d'envoyer 75 cts. (abonnement pour une année, 3 numéros) au compte de chèques I 8502, La Radio à l'école Genève.

Rappelons que les « Feuillets de documentation » sont envoyés *gratuitement* à tous les instituteurs qui en font la demande au Département de l'Instruction publique de leur canton. Mais, afin d'établir une liste définitive des abonnés, il est nécessaire que MM. les instituteurs s'inscrivent dès maintenant, *y compris* ceux qui reçoivent déjà régulièrement les Feuillets. Le prochain numéro ne sera envoyé qu'aux instituteurs inscrits sur la liste définitive.

Cours pour chefs d'ateliers de loisirs. Le service des ateliers de loisirs et le secrétariat régional lausannois de Pro Juventute organisent du 12 au 17 avril, à l'atelier de loisirs de Lausanne, un second cours pour les chefs d'ateliers de la Suisse romande.

Le programme du cours comprend des travaux de menuiserie, de sculpture sur bois, de vannerie, la confection de jouets, etc. Des connaissances techniques préliminaires ne sont pas nécessaires.

Le secrétariat régional de Pro Juventute, rue de Bourg 8, Lausanne, qui reçoit les inscriptions, donnera aussi volontiers tous renseignements aux personnes qui s'intéressent aux ateliers de loisirs ou à celles qui désirent y collaborer ou se perfectionner.

Société romande des Lectures populaires. Le 19e rapport de cette Société d'utilité publique, subventionnée par la Confédération, rappelle que cette Société vit le jour il y a vingt ans. Le but que poursuivaient les fondateurs était de lutter contre la littérature immorale et les dangers auxquels elle exposait la jeunesse. Pour l'atteindre, il fallait publier des écrits d'une inspiration élevée, empruntés aussi bien aux auteurs étrangers qu'à nos auteurs nationaux, opposant ainsi une digue à la malfaisante littérature qui florissait à l'époque.

En vingt ans, la Société des Lectures populaires a publié 99 volumes, de 45 centimes à 2 francs, selon leur densité, tirés à 370 000 exemplaires. Ils furent favorablement accueillis grâce à l'appui des autorités, ecclésiastiques et autres, et de tous ceux que préoccupait ce problème de l'empoisonnement moral de notre jeunesse.

L'œuvre entreprise par ces personnes généreuses continue, car le mal subsiste. Plus que jamais elle a besoin d'appui. On peut devenir membre de la Société moyennant la modique cotisation annuelle de 2 fr., ou souscrire aux publications de la Société, 3 fr. pour les membres et 4 fr. pour les non-membres, pour trois volumes par année.

Les personnes que cela intéresse pourront recevoir gratuitement le 19e rapport. S'adresser à Pro Juventute, rue de Bourg 8, à Lausanne, ou au Bureau des Lectures populaires, avenue de Beaumont 7, Lausanne.

Bibliographie.

Paul Plottke, **La paix des nerfs.** Un volume broché. Les Editions du Mt-Blanc S.-A., Genève. Collection Action et Pensée, publiée sous la direction de Ch. Baudouin et J. Desplanque. Fr. 4, plus impôt.

Il suffit parfois de retourner une formule banale pour faire acte d'originalité. Nous ne savons que trop qu'il y a une « guerre des nerfs ». Mais alors n'y a-t-il pas une « paix des nerfs »? Et si la première a ses techniques, la seconde n'a-t-elle pas aussi des méthodes? C'est ce que pense M. Paul Plottke.

Disciple d'Alfred Adler — le grand émule viennois de Freud — M. Paul Plottke a excellé à développer, dans un sens moral, pédagogique et pratique, certaines conclusions essentielles de la psychologie du maître. Cheminements dissimulés et retors de la « volonté de puissance » ancrée profondément au cœur de l'homme, « sentiment d'infériorité » s'éveillant à chaque défaite de la vie, « compensations » variées et compliquées que chacun cherche d'instinct pour parer à ce qu'il croit être son défaut de la cuirasse: ces mécanismes n'ont pas de secret pour lui, et il tire de leur connaissance exacte, et pour ainsi dire clinique, les conséquences qui s'imposent. Qui s'imposent en tout temps, mais plus que jamais en des temps difficiles et bouleversés, où des chocs sans nombre exaspèrent les réflexes et réactions de l'être.

M. Plottke, qui dirigea à Paris, dans les années précédant la guerre, la vaillante petite revue *Courage*, est un maître qui éveille d'autant plus notre confiance qu'il prêche aussi par l'exemple de sa vie. Ses conseils sont doublement précieux, car ils ont à la fois le caractère d'applications scientifiques et celui d'expériences vécues. Nul certainement, mieux que M. Plottke, n'avait le droit de nous apporter ce commentaire sobre et convaincant de la parole de Spinoza: « *La paix n'est pas l'absence de guerre ; c'est une vertu qui naît de la force de l'âme.* »

Schulausschreibungen

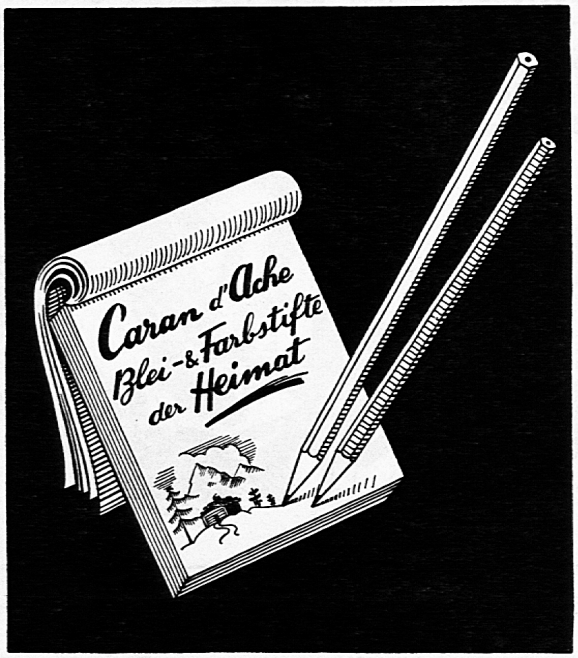
Schulort	Kreis	Primarschule	Kinder	Gemeindebesoldung	Anmerkung *	Termin
Oschwand	VII	Unterklasse (1. u. 2. Schuljahr)		nach Gesetz	2, 6, 14	8. April
Adelboden-Innerschwand	I	Unterklasse (1. u. 2. Schuljahr)		»	3, 6	10. »
Zauggenried	VI	Oberklasse (5.—9. Schuljahr)		»	2, 5	8. »
»	VI	Unterklasse (1.—4. Schuljahr)		»	2, 6	8. »
Lyss	VI	Klasse II (8. Schuljahr)		»	3, 5, 14	10. »
Saint-Imier	IX	Classe mixte de 1re année scolaire		Traitem. selon la loi	6, 7	8 avril
Bellelay	IX	Classe unique		»	2, 5	8 »
Mittelschule						
Neuveville, Progymnase mixte		Une place de maître littéraire et de la gymnastique		Traitem. selon la loi	4, 12	15 avril

*** Anmerkungen.** 1. Wegen Ablaufs der Amtsdauer. 2. Wegen Demission. 3. Wegen Rücktritt vom Lehramt. 4. Wegen provisorischer Besetzung. 5. Für einen Lehrer. 6. Für eine Lehrerin. 7. Wegen Todesfall. 8. Zweite Ausschreibung. 9. Eventuelle Ausschreibung. 10. Neu errichtet. 11. Wegen Beförderung. 12. Der bisherige Inhaber oder Stellvertreter der Lehrstelle wird als angemeldet betrachtet. 13. Zur Neubesetzung. 14. Persönliche Vorstellung nur auf Einladung hin.

Grösstes bernisches
Verleihinstitut für Trachten- u. Theaterkostüme
Gegründet 1906
H. Strahm - Hügli, Bern
196 Kramgasse 6 — Tel. 2 83 43

MUSIKALIEN u. INSTRUMENTE
SCHULFUNKRADIO
in grosser Auswahl
und zu Vorzugspreisen
für die Lehrerschaft
Reiner
MARKTGASSE THUN TEL. 2 20 30
214

Präzisions-Reisszeuge
verfertigt
F. Rohr-Bircher
ROHR-AARAU
Lehrer und Wiederverkäufer erhalten Rabatt
Reparaturen aller Systeme billigst
Preislisten gratis und franko 69



Buchbinderei 27
und Bilder-Einrahmungen
Paul Patzschke-Kilchenmann
Bern, Ferdinand Hodler-Strasse 16
(ehemals Waisenhausstrasse)
Tel. 3 14 75, empfiehlt sich bestens!

Heron
Fixatif
wasserhell
durch alle Papeterien erhältlich.
BRINER + CO. ST. GALLEN

Baumwachs
Bärtschi
50 Jahre unerreicht
Ueberall erhältlich

KLEINE
Inserate
schaffen
auch Ihnen
einen dauernden
Erfolg!

KLAVIER

fast neues, modernes, kreuzsaitiges Klavier mit grosser Tonfülle und 5 jähriger Garantie günstig **zu verkaufen**, auch gegen Teilzahlung. Zu besichtigen bei

Ed. Fierz-Schäfer, Thun
Obere Hauptgasse 52
Telephon 2 31 28 75

Staatliches Knabenerziehungsheim Aarwangen

Stellenausschreibung

Die Stelle eines Lehrers wird zur Neubesetzung ausgeschrieben. Antritt: Anfangs Schuljahr 1943/44. Bewerber wollen sich bis zum 10. April 1943 bei der unterzeichneten Direktion schriftlich anmelden. Persönliche Vorstellung nur auf Verlangen. 77

Bern, den 23. März 1943.

Direktion des Armenwesens des Kantons Bern

Bieri-Möbel
Aus unsern Werkstätten kaufen Sie nur **gute Handwerks-Arbeit.** Ständige schöne Ausstellung. — Ab Lage auch preiswerte Serienmöbel. Ein Besuch wird es Ihnen beweisen.
Rubigen
BEI BERN
TEL. 7 15 83

Tierpark und Vivarium
Dählhölzli Bern
Kaufen Sie jetzt an der Kasse
Jahreskarten
zum Besuch des Vivariums
Gültig bis 15. März 1944
Erwachsene Fr. 10.–
Mitglieder des Tierparkvereins, Studenten, Schüler Fr. 4.–

VHB
VERWALTUNGS- UND
HANDELS SCHULE
Bern — Spitalgasse 37
Telephon 2 31 77
Dir. Hans M. Zeltner
Gratisprospekt
Neue Kurse 63
27. April

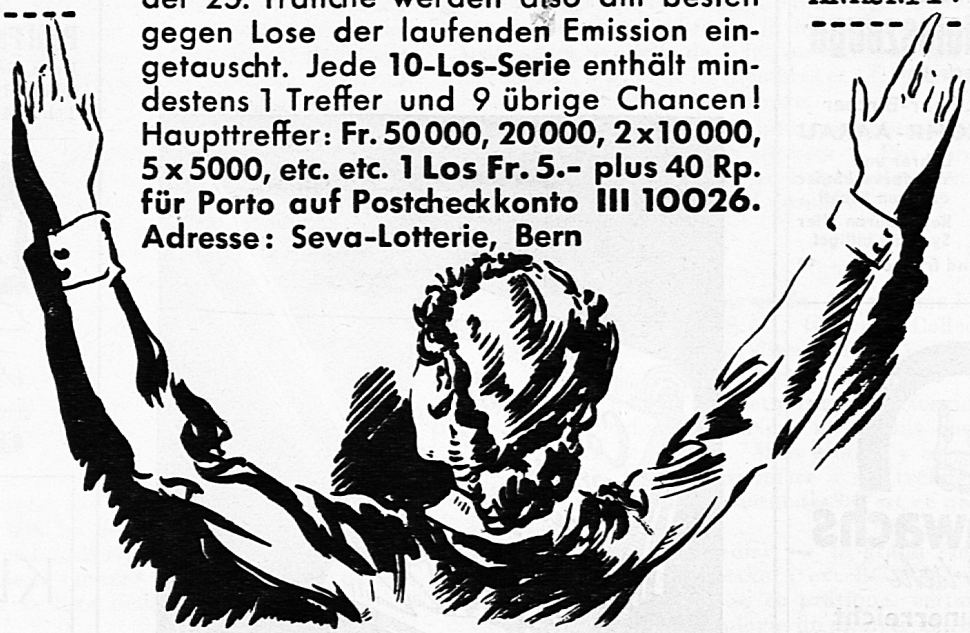
66 B.

Seva-Ziehung schon 5. Mai!

Seva 26 ist so kurzfristig, dass zwischen „Abfahrt" und „Ankunft" nur eine ganz kurze Zeitspanne ist! Kleine Trefferlose der 25. Tranche werden also am besten gegen Lose der laufenden Emission eingetauscht. Jede **10-Los-Serie** enthält mindestens 1 Treffer und 9 übrige Chancen! Haupttreffer: **Fr. 50000, 20000, 2x10000, 5x5000, etc. etc. 1 Los Fr. 5.- plus 40 Rp. für Porto auf Postcheckkonto III 10026. Adresse: Seva-Lotterie, Bern**

ABFAHRT!

ANKUNFT!



26/3

76

Daheim

Alkoholfreies Restaurant Zeughausgasse

Bern

Vorzügliche Mahlzeiten zu bescheidenen Preisen

Konferenzsaal und Sitzungszimmer

28

Hanna Wegmüller

Bundesgasse 16, Bern. Telephon 3 20 42 194

Das gute Spezialgeschäft für Sanitätsartikel und Parfümerie

Institut Humboldtianum Bern

Schlösslistrasse 23

Die bewährte Privatschule mit Gymnasium, Sekundar-, Elementar- u. Handelsabteilung. Individueller Unterricht in bewegl. Klassen.

73

WER QUALITÄT SCHÄTZT, WÄHLT

«SCHMIDT-FLOHR»

die erstklassige Schweizermarke

SPEZIALITÄTEN: Kleine Flügel und Klaviere mit grosser Tonfülle zu vorteilhaften Preisen

Verlangen Sie bitte den farbigen Katalog bei

SCHMIDT-FLOHR AG., BERN

Marktgasse 34

10

Buchdruckerei Eicher & Roth, Imprimerie